

geographische
revue

Zeitschrift für Literatur und
Diskussion

Jahrgang 12 · 2010 · Heft 2

Fußball

geographische

revue

Jahrgang 12 · 2010 · Heft 2

Einführung 5

Essays

Malte Steinbrink 7
Fußball-Spiel und Wander-Arbeit

Conrad Schetter, Robert Meyer, Janosch Prinz 28
,Totaal Voetbaal', ,Ramba-Zamba' und ,Tiqui-Taca' –
die Konstruktion von Räumen im Fußballspiel

Wolfgang Aschauer 39
Fußball und Landeskunde – das Beispiel des
Budapester Fußballklubs FTC

Peter Dirksmeier 50
Stabilisierte Erwartungen: Über eine Funktion der
Relation von Natur und Gesellschaft in der Geographie

Besprechungsaufsatz

- 69 Wolf-Dieter Narr
Wie kommt's zum Raum-Echo?
- 77 Olaf Kühne
Anmerkungen zu Wolf-Dieter Narrs Sammel-
rezension „Wie kommt's zum Raum-Echo?“
- 80 Benedikt Korf
Frankreich

Einzelrezensionen

- 84 Veronika Daffner: Habitus der Scham – eine soziale Grammatik
ungleicher Raumproduktion. Eine sozialgeographische
Untersuchung der Alltagswelt favela in Salvador da
Bahia (Brasilien). Passau 2010. (Ute Ammering)

Impressum

Herausgeber, Selbstverlag:
Geographische Revue e.V., Flensburg
Redaktion:
Wolfgang Aschauer, Günther Beck, Jörg
Becker (verantwortlich für diese Ausgabe),
Druck:
Rhiem Druck GmbH, 46562 Voerde
Layout und Satz:
Günter Raabe, 37079 Göttingen
Copyright:
Geographische Revue e.V.
ISSN: 1438-3039
Das Einzelheft kostet 12,00 EUR (zzgl.
Versandkosten), das Jahresabonnement
22,00 EUR (zzgl. Versandkosten).

Die geographische *revue* erscheint
zweimal im Jahr.
Redaktions- und Bestelladresse:
Geographische Revue
Zwoller Str. 33, 46485 Wesel
Die Redaktion lädt alle Interessenten zur
Mitarbeit ein. Für unverlangt eingesandte
Manuskripte kann jedoch keine Gewähr
übernommen werden.
Rezensionsexemplare (bitte zwei Exem-
plare) werden erbeten an:
Prof. Dr. Wolfgang Aschauer,
An der Reitbahn 15 b
24937 Flensburg
Internet: www.geographische-revue.de

Editorial

„Ich bin ein Raumdeuter.“ – So könnte die Selbstbeschreibung eines heutigen Geographen, die wohl kürzeste Charakterisierung seiner Profession klingen. Er sieht, ja entdeckt Räume, die anderen unsichtbar bleiben, und macht sie zum Kern seines Interesses, zum Objekt seines wissenschaftlichen Handelns. Die konstruktivistische Wende der Geographie, insbesondere der aktuellen Kulturgeographie, hat die Vorstellung des absoluten, vorgegebenen Raums in die Konzeption eines Raums transformiert, der sich im Handeln und Denken der beobachteten Menschen konstituiert – Raum als wissenschaftsextern erzeugter Sachverhalt, den die Geographie zu beschreiben und analysieren sich aufmacht.

Dies geschieht nach dem Ende der mathematisch-geometrischen Raummodelle auf dem Wege der Deutung. Einen Raum zu deuten bedeutet zweierlei: ihn als Raum zu erkennen und ihn in seinem Raum-Sein zu verstehen, d. h. ihn aus seinem gesellschaftlichen Bedingtheit abzuleiten und auf seine Bedeutung für menschliches Handeln hin zu interpretieren. Die Regeln der Raumdeutung werden im Prozess der Deutung selbst entwickelt (gerne mit Verweis auf Verfahren der „grounded theory“) und ermöglichen die Einheit von gedeutetem Objekt und deutendem Subjekt. Insofern erzeugt Raumdeutung auch einen ganzheitlichen Bezug der Wissenschaft Geographie auf ihr zentrales Objekt: den Raum.

Die Schaffung von Raum durch die handelnden Menschen rückt ebendieses Handeln ins Zentrum der Betrachtung von Räumen. Wo auch immer Räume hergestellt werden, sei es durch physische Aktivität, sei es als Element von Kommunikation, existiert Geographie, wenn diese Räume vom Geographen beschrieben und untersucht, genauer: gedeutet werden. Insofern ist Geographie das Auffinden von Räumen und deren Deutung. Dabei liegen die Grenzen der Geographie nur in ihr selbst, d. h. in ihrer Fähigkeit und Bereitschaft, Räume zu sehen und zu deuten. Geographie ist daher nicht auf (akademische) Geographen beschränkt, sondern leitet sich daraus ab, ob und inwieweit Raumdeutung stattfindet.

„Ich bin ein Raumdeuter.“ – Dies ist die in einem Zeitungsinterview geäußerte Selbstbeschreibung des Fußballspielers Thomas Müller (FC Bayern München; Süddeutsche Zeitung v. 8.1.2011), mit der er seine Fähigkeit umreißt, an Stellen des Spielfelds aufzutauchen, an denen ihn seine Gegenspieler nicht erwarten. Er nimmt Räume wahr, die durch das Handeln der anderen Spieler erzeugt werden, und er deutet sie. Im praktischen Handeln wie in der Selbstwahrnehmung zeigt sich im wesentlichen eines: Er ist Geograph. Und er hat der akademischen Geographie zwei Dinge voraus: Wie die Geographie erkennt er Räume und deutet sie, aber er weiß auch, dass er sie selbst schafft. Und er kann Fußball spielen.

Das vorliegende Themenheft der geographischen revue versucht, zumindest das letztere Defizit der Geographie zu verringern – zwar nicht durch ein Fußballspiel, das mit Druckschwärze nur eingeschränkt zu führen ist, aber doch, indem aus geographischer Sicht, d. h.

durch die Deutung von Räumen, Aspekte des Fußballs und durch die Deutung von Elementen des Fußballs gesellschaftliche Räume diskutiert werden. Der fußballgeographische Ansatz, wie er in diesem Themenheft exemplifiziert wird, zeigt seine Wirksamkeit in der Betrachtung von Migrationsvorgängen wie in der Landeskunde; nicht zuletzt kann er auch die Raumbildung und -deutung, von der das Zitat spricht, deutlich und plausibel machen.

Die Redaktion

Malte Steinbrink ■

Fußball-Spiel und Wander-Arbeit

Einleitung

Dieser Beitrag behandelt den Zusammenhang zwischen Fußball und Existenzsicherung in Südafrika. Hierbei geht es jedoch nicht – wie man vermuten könnte – um den bezahlten Profisport, sondern um den Stellenwert der beliebtesten Freizeitbeschäftigung junger Südafrikaner für die Entstehung einer translokalen Daseinsform.

Das Hauptargument dieses Beitrags ist, dass das Phänomen der Wanderarbeit mit Abschaffung des *migrant labour system* nach dem Ende der Apartheid keineswegs an Bedeutung verliert. Das staatlich institutionalisierte System wurde lediglich von einem informellen System translokaler Existenzsicherung abgelöst. Getragen wird dieses durch raumübergreifende soziale Netzwerkbeziehungen. Aus der existenziellen Notwendigkeit dieser Form der Lebensabsicherung entstehen Land-Stadt-Verflechtungen und eine mobile Daseinsform. Diese informellen Verflechtungszusammenhänge zu berücksichtigen leistet einen wichtigen Beitrag zur Erklärung der Persistenz räumlicher und sozialer Disparitäten im „Neuen Südafrika“.

Um die Funktionsweise dieses informellen Systems der Wanderarbeit zu verstehen, ist es erforderlich, zunächst die politisch-ökonomische Vogelperspektive zu verlassen und sich stattdessen analytisch auf die Akteursebene zu begeben. Nur so lässt sich nachvollziehen, wie und mit welchen Folgen sich die primär vertikalen Systemverflechtungen, das Verhältnis von Produktion und Reproduktion sowie die ungleichen Machtverhältnisse auch in horizontale Verflechtungen niederschlagen. Im Mittelpunkt des Beitrags steht deshalb eine empirische Fallstudie, die den Entstehungsprozess des Verflechtungszusammenhangs zwischen einem Dorf in der ehemaligen Transkei und einer informellen Siedlung in Kapstadt nachzeichnet. Im Fokus steht der Stellenwert des Fußballs für die Emergenz und Stabilisierung der raumübergreifenden sozialen Netzwerke. Diese Netzwerke werden dabei als ein entscheidendes funktionales Moment eines Systems betrachtet, das durch die prekäre Situation marginaler Bevölkerungsgruppen in Land und Stadt generiert und perpetuiert wird.

Strukturen der Ungleichheit im Neuen Südafrika

Eins der augenfälligsten Merkmale der südafrikanischen Gesellschaft ist die soziale Ungleichheit. Südafrika wird von der Weltbank als *Upper Middle-Income-Country* klassifiziert. Die Auseinandersetzung mit einigen Wohlstandsindikatoren macht jedoch deutlich,

dass dahinter ein Durchschnittswert steht, der die tatsächlichen Lebensbedingungen eines großen Teils der Bevölkerung verdeckt: Der HDR für Südafrika (UNDP 2003) geht davon aus, dass ca. 50 % der südafrikanischen Bevölkerung unterhalb der Armutsgrenze leben. Der Gini-Koeffizient für Südafrika, der die Ungleichheit der Einkommensverteilung indiziert, ist der dritthöchste der Welt. Er lag 1995 bei 0.596 und stieg bis 2006 sogar auf 0.72 (vgl. UNDP 2003, SSA 2008). So verfügen die reichsten 10 % der Bevölkerung über 50 % des erwirtschafteten Einkommens, während die ärmsten 40 % der Bevölkerung lediglich etwa 7 % und die ärmsten 20 % sogar nur 1,5 % des Gesamteinkommens zur Verfügung haben (vgl. SSA 2008).

Diese ökonomischen Disparitäten schlagen sich in klaren räumlichen Mustern nieder. Ein Vergleich der Einkommenssituation in den neun südafrikanischen Provinzen zeigt zunächst starke räumliche Ungleichheiten auf der nationalen Maßstabsebene: Jene Provinzen, welche die Gebiete der nach 1994 wieder eingegliederten Homelands umfassen, sind wesentlich ärmer als die übrigen. Die *Limpopo Province*, zu der die Flächen der ehemaligen Homelands *Lebowa*, *Venda* und *Gazankulu* gehören, sowie die *Eastern Cape Province*, welche die einstige *Transkei* und die *Ciskei* umfasst, sind die einkommensschwächsten Provinzen. Demgegenüber sind *Gauteng* und die *Western Cape Province*, in die keine Homelands integriert wurden, mit Abstand die einkommensstärksten Regionen.¹

Auch innerhalb der Provinzen findet die soziale Ungleichheit ihren Ausdruck in einem klar umrissenen geographischen Muster. Neben *regionalen* Disparitäten innerhalb jener Provinzen, die aus dem Zusammenschluss vormals „weißer“ Verwaltungseinheiten mit ehemaligen Homelands resultieren, prägen vor allem die *intraurbanen* Ungleichheiten die räumlichen Strukturen: Der Grenzverlauf zwischen wohlhabenden und armen Stadtgebieten deckt sich nach wie vor weitgehend mit den Grenzen der *Group Areas* zur Apartheidzeit (vgl. Smith 2005: 13ff, South African Cities Network 2006). Noch immer besteht eine hohe Kongruenz von Hautfarbe und Lebenschancen in Südafrika. Die geographische Struktur der Ungleichheit ist dabei auch in der neuen Republik fast unverändert.

Vom System der Wanderarbeit zur translokalen Existenzsicherung

Das bisher Dargestellte legt ein historisches Deutungsmuster zur Erklärung der Disparitäten nahe. So spiegelt sich in dieser stark ungleichen räumlichen Verteilung von Wohlstand und Armut die soziale Ordnung des Apartheidregimes wider und damit die Disparitäten der Lebensbedingungen unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen, die ihren Gruppenstatus erst mit der rassistischen Zuweisung erhalten haben. Die schwarze Bevölkerung (80% der Einw.) verfügt lediglich über ca. 40% des Gesamteinkommens, während die weiße Bevölkerung (9,2% der Einw.) über ca. 45% des Einkommens verfügt (SSA 2008). Die enormen sozioökonomischen Unterschiede zwischen diesen Gruppen sind sogar noch größer als die räumlichen Disparitäten, werden also durch die raumbezogenen Durchschnittswerte letztlich noch geglättet. Insofern stellt die Ungleichheit im heutigen Südafrika eine strukturelle Hinterlassenschaft der Apartheid dar.

Das staatlich gestützte System der Wanderarbeit lässt sich als treibende Kraft der ungleichen Entwicklung identifizieren. Das *migrant labour system* stellte das Rückgrat der politischen Ökonomie des Apartheidstaates dar. Es baute auf der zirkulären Migration von Arbeitskräften zwischen den ländlichen Gebieten der Homelands und den urban-industriellen Zentren auf. Mittels seiner Politik der Rassentrennung schaffte der Staat den institutionellen Rahmen, um Arbeitskraft aus dem ländlichen, nicht-kapitalistischen Sektor abzuschöpfen. Den schwarzen Arbeitern war der Aufenthalt außerhalb der Homelands nur während der Laufzeit der Arbeitsverträge gestattet. Wegen der prekären Situation der kleinbäuerlichen Landwirtschaft waren die Familien der Wanderarbeiter auf das Einkommen aus der Wanderarbeit angewiesen. Somit ermöglichte die Wanderarbeit die Externalisierung eines Teils der Reproduktionskosten der in den urbanen Zentren des Landes geleisteten Arbeit in den ländlichen (Subsistenz-)Bereich. Die auf diese Weise niedrig gehaltenen Löhne bildeten die Grundlage der *superexploitation* – Anreiz genug für die Allianz von Staat und Kapital, das System der Wanderarbeit zu kontrollieren (vgl. Wolpe 1972). Das *migrant labour system* ist maßgeblich verantwortlich für die zunehmende Verarmung in den Homelands wie in den marginalisierten städtischen Gebieten (Townships) – und somit für die ungleiche Entwicklung insgesamt.

Die Apartheidsgesetzgebung und mit ihr das staatlich gelenkte *migrant labour system* ist zwar mittlerweile seit zwanzig Jahren abgeschafft, die Ungleichheitsproblematik hat sich indes keineswegs abgeschwächt. Und auch das innerstaatliche Wanderungsverhalten hat sich nicht so verändert, wie in den ersten Jahren nach der politischen Transformation erwartet wurde. In Politik, Wissenschaft und südafrikanischer Öffentlichkeit bestand damals weitgehend Konsens, dass im Zuge einer nachholenden Urbanisierung eine enorme Migrationswelle aus den benachteiligten ländlichen Gebieten der ehemaligen Homelands auf die Städte zurollen würde. Und man ging davon aus, dass sich mit dem Wegfall der Wanderungsbeschränkungen auch das Migrationsverhalten der Menschen „normalisieren“ würde. Dazu gehörte die Annahme, die permanente Ansiedlung der Arbeitsmigranten und ihrer Familien würde das Phänomen der zirkulären Migration ablösen und die Sesshaftigkeit zur Norm werden (vgl. Gelderblom und Kok 1994, Posel 2003). Die Realitäten der innerstaatlichen Wanderungsbewegungen im heutigen Südafrika sehen indes ganz anders aus. So stellt Anderson (2003) in einer international vergleichenden Studie dar, dass die Urbanisierungsrate und die Land-Stadt-Migrationsrate letztlich als moderat zu bewerten sind. Anderson relativiert somit die nahezu apokalyptischen Prognosen nach dem Ende der Apartheid-Ära und macht deutlich, dass die Land-Stadt-Migration quantitativ weniger dramatisch als erwartet verläuft. Dass die Wanderungsprozesse auch qualitativ anders als angenommen ablaufen, zeigt Posel (2003). Nach der Analyse nationaler Haushaltserhebungen kommt sie zu der Einschätzung, dass die zirkuläre Migration keineswegs in ihrem Umfang abgenommen habe, vielmehr weist sie nach, dass sowohl Anzahl als auch Anteil der „schwarzen“ ländlichen Haushalte mit mindestens einem Wanderarbeiter sogar gestiegen sind.

Grundlegend geändert hat sich nach dem Ende der Apartheid aber der legislativ-institutionelle Rahmen für die zirkuläre Migration. Die Menschen haben heute das verfassungsmäßige Recht umzuziehen, wohin sie wollen, und dort zu bleiben. Gleichwohl bleiben, trotz der starken regionalen Disparitäten, die meisten dort, wo sie sind; und viele andere bleiben nicht dort, wohin sie gehen, und viele kehren regelmäßig wieder dorthin zurück, woher sie kamen. Die Zirkularität des Migrationsgeschehens besteht also fort, verändert hat sich aber die Art, wie sich die Migranten organisieren. Da die zirkuläre Migration nicht mehr über die staatliche Einflussnahme zu erklären ist, muss sie in den Horizont eines selbstorganisierten Handelns von Individuen und Haushalten gestellt werden.

Es bietet sich an, das Migrationsgeschehen zwischen Land und Stadt nicht isoliert zu betrachten, sondern im Kontext eines größeren informellen rural-urbanen Verflechtungszusammenhangs und als integralen Bestandteil der Existenzsicherung. Sowohl in den ländlich-peripheren Regionen als auch an den Rändern der südafrikanischen Großstädte sind die Menschen mit existenziellen Unsicherheiten konfrontiert. Daher organisiert ein großer Teil der ärmsten Bevölkerungsgruppen sein Überleben in Netzwerkzusammenhängen, die sich zwischen Land und Stadt aufspannen. Diese ortsübergreifenden Formen der Existenzsicherung lassen sich als *translokale Livelihoods* bezeichnen, d. h. als Systeme der Lebensabsicherung sozialer und ökonomischer Einheiten, deren Mitglieder sich nicht alle an demselben Ort aufhalten (vgl. Lohnert und Steinbrink 2005, Steinbrink 2009). *Translokales Haushalten* umfasst die koordinierte Nutzung der an den verschiedenen Orten zur Verfügung stehenden materiellen und immateriellen Ressourcen sowie die Abstimmung des strategischen Handelns der an den verschiedenen Orten lebenden Mitglieder mit dem Ziel, individuelle wie kollektive Bedürfnisse zu befriedigen und die Existenz langfristig zu sichern. Migration, translokale Redistribution, Kooperation und Koordination sind die Handlungen, auf denen diese Livelihood-Systeme basieren. Die Translokalisierung der Livelihoods führt zu pluri-lokalen Verflechtungszusammenhängen, die sich als relativ dauerhafte, verdichtete raumübergreifende soziale Netzwerkstrukturen konstituieren.

Die informelle Organisation der translokalen Livelihoods löste nach dem Ende der Apartheid das staatlich institutionalisierte *migrant labour system* ab. Der maßgebliche Unterschied zum alten System liegt in der herausragenden Bedeutung der translokalen sozialen Netzwerke, sie stellen heute das zentrale Steuerungselement dar und haben in ihrer Funktion die formelle Organisation der Wanderarbeit ersetzt.

Das soll im Folgenden anhand einer bilokalen Fallstudie exemplifiziert werden. So wird zunächst beschrieben, wie die Bevölkerung des Dorfes Nomhala – eine ländliche Siedlung in der ehemaligen Transkei – die Organisation ihrer Existenzsicherung an die veränderten Rahmenbedingungen nach dem Ende der Apartheid angepasst hat und wie die translokale Existenzsicherung die formell organisierte Wanderarbeit ablöste. Anschließend wird thematisiert, welche Bedeutung der Fußball für die Entstehung und Stabilisierung translokaler Netzwerke zwischen Nomhala und dem Township Site 5 in Kapstadt hat und wie sich im Fußball selbst eine translokale Daseinsform manifestiert.

F(ußb)allstudie zur Translokaliät²

Die Siedlung Nomhala liegt im ländlichen Raum der *Eastern Cape Province*, im Gebiet der einstigen Transkei. Diese Region gehört bis heute zu den strukturell am stärksten benachteiligten des Landes. Das Dorf befindet sich etwa 70 km südlich der Grenze zu Lesotho. Es gehört zur *Mlonthlo Local Municipality*, einem von kleinbäuerlicher Landwirtschaft geprägten Gebiet. Die einzigen städtischen Siedlungen in dem Bezirk sind die Kleinstädte Tsolo und Qumbu. Durchschnittlich wohnen ca. 1.100 Menschen in Nomhala, wobei die Zahl wegen der Mobilität der Bevölkerung im Jahresverlauf stark schwankt.

Während der Apartheid war die Bevölkerung tief verwoben in das System der Wanderarbeit. Die jungen männlichen Arbeitskräfte wurden über das *Recruitment Office* der staatlichen Anwerbeorganisation TEBA (*The Employment Bureau for Africa*) in Tsolo angeworben; wegen der prekären ökonomischen Situation waren sie bereit, zu den geringen Löhnen und unter härtesten Bedingungen zu arbeiten. Sie wurden vornehmlich in die Industrie- und Bergbaugebiete um Johannesburg (Vaal-Triangle) entsendet und lebten während der Laufzeit ihres Arbeitsvertrags in den kasernenartigen Wanderarbeiterheimen.

So entwickelte sich in der Region mit der Zeit eine „Kultur der Migration“, und der Gang in die Minen wurde zu einem festen Bestandteil des männlichen Rollenverständnisses (vgl. Mayer und Mayer 1971: 91f). Verschiedene Interviewpartner haben die frühere Form der Wanderarbeit mit einem männlichen Initiationsritus verglichen und stark in den Kontext „ländlich-traditioneller“ kultureller Wertvorstellungen gestellt. Demnach wanderten die Männer mit der sozialen Verpflichtung, die heimischen Haushalte zu unterstützen, oder mit dem Ziel, einen neuen Haushalt zu gründen („*building the umzi*“).³ Tatsächlich gab es dazu keine Alternative. Das institutionalisierte System der Wanderarbeit erzwang, indem es die regelmäßige Rückkehr vorschrieb, eine „ländliche Orientierung“ der Migranten. Der Staat forcierte zwar durch seine Politik der „getrennten Entwicklung“ die räumliche Trennung von der Gemeinschaft im Herkunftsgebiet, ließ aber keine dauerhafte Loslösung zu.

Die Bevölkerung Nomhalas war in hohem Maße von der Wanderarbeit abhängig. Die politischen, ökonomischen und gesetzlichen Rahmenbedingungen zwangen die Haushalte zu einer Anpassung der Livelihood-Systeme im Sinne des Regimes. Hierzu gehörte die Arbeitsmigration genauso wie die Rücküberweisungen und die Investition seitens der Migranten in die ländlichen *imizi* (Gehöfte). Letztere waren die Mittelpunkte der landwirtschaftlicher Subsistenzproduktion und der Reproduktion von Arbeitskraft. Die Geldsendungen sicherten das Überleben der Haushalte. Gleichzeitig aber bildeten die Rücküberweisungen einen Eckpfeiler des ausbeuterischen Systems.

Auch heute stellen die Migration und die Rücküberweisungen zentrale Aspekte der Existenzsicherung in Nomhala dar – zumal der Prozess der Deagrarisierung immer weiter voranschreitet, so dass die Bewohner Nomhalas zunehmend auf nicht-agrarisches Einkommen angewiesen sind. Eigene Erhebungen ergaben, dass lediglich 10 % der Einwohner

zum Einkommen beitragen. Dieses *lokal* erwirtschaftete Einkommen beträgt indes nur ca. 40 % des verfügbaren Gesamteinkommens, das sich vor allem aus staatlichen Sozialleistungen (36 %) sowie Rücküberweisungen von Arbeitsmigranten (23 %) zusammensetzt. Für über 70 % der Residenzgruppen in Nomhala machen diese Gelder mehr als die Hälfte der verfügbaren Finanzmittel aus, und ca. 30 % sind vollständig auf diese Zahlungen angewiesen.

Der große Einfluss der Migration zeigt sich auch in der demographischen Struktur: Über 60 % der Wohnbevölkerung in Nomhala sind Schüler oder haben das schulfähige Alter noch nicht erreicht, und knapp 10% sind 60 Jahre oder älter. Der überwiegende Teil der ökonomisch aktivsten Altersstufe hält sich in städtischen Gebieten auf. Über 80% der befragten Haushalte (n = 82) gaben an, dass derzeit mindestens ein Mitglied in einer Stadt lebe. Die durchschnittliche Haushaltsgröße inklusive nicht anwesender Mitglieder beträgt 9,2 Personen, de facto anwesend waren aber durchschnittlich 6,4.

Die meisten Migranten halten einen intensiven Kontakt mit ihren Angehörigen. Etwa 75% von ihnen besuchen das Herkunftsdorf mindestens einmal jährlich. Knapp 80% der erwerbstätigen Migranten überweisen mehr oder weniger regelmäßig Geld nach Nomhala. Die monatliche Überweisungshöhe entspricht im Durchschnitt 20% des Monatseinkommens. Seit 2000 setzt sich das Mobiltelefon zunehmend durch und erleichtert den translokalen Kontakt.

Auch heute wandern die meisten Arbeitssuchenden also nicht, um das Dorf hinter sich zu lassen, sondern um einen Beitrag zur Existenzsicherung zu leisten. Sie bleiben auch nach der Wanderung Teil der haushaltenden Gemeinschaften, die sich nunmehr translokal formieren. Durch die Aufgabenteilung zwischen Land und Stadt entstehen translokale Livelihood-Systeme, das eine Kombination verschiedener Wirtschaftsstrategien und die Nutzung unterschiedlicher Opportunitäten an unterschiedlichen Orten ermöglicht.⁴ Die Standortofferten der einzelnen Orte verschmelzen aufgrund der sozialen Netzwerkbeziehungen zu der Opportunitätsstruktur des translokalen Zusammenhangs.

Zwar haben sich mit der Aufhebung der Apartheidsgesetzgebung neue Handlungsoptionen für die Menschen aus Nomhala ergeben, jedoch sind diese weder in Nomhala entstanden noch hat sich das Migrationsrisiko verringert. Zur Zeit der Apartheid brauchten sich die Wanderarbeiter weder um Transport noch um Unterkunft im Zielgebiet zu kümmern. Lohnhöhe, Aufenthaltsdauer und Datum der Rückkehr waren bekannt, so dass es für die Haushalte eine gewisse Planungssicherheit gab – wenn auch auf niedrigem Niveau. Im Vergleich dazu ist die Land-Stadt-Migration heute oft eine Reise ins Ungewisse. Daran mussten sich das Migrationsverhalten und die Livelihood-Organisation anpassen. Seit dem Ende der formal organisierten Wanderarbeit gewinnen soziale Netzwerkbeziehungen eine immer größere Bedeutung für die Migrationsentscheidung und die Wahl des Zielortes. Denn sie sind meist die einzige soziale Sicherheit für die ankommenden Migranten: Nur mit der informellen Hilfe von Kontaktpersonen, die bereits in der Stadt leben, finden sie Zugang zu Wohnraum und Arbeitsmöglichkeiten. Der durch die Netzwerkprozesse ver-

stärkte und gelenkte Migrationsstrom richtet und konzentriert sich deshalb auf bestimmte Zielgebiete („chain migration“), in denen oft lokale Unterstützungsnetzwerke entstehen, die auf der gemeinsamen Herkunft aufbauen.⁵

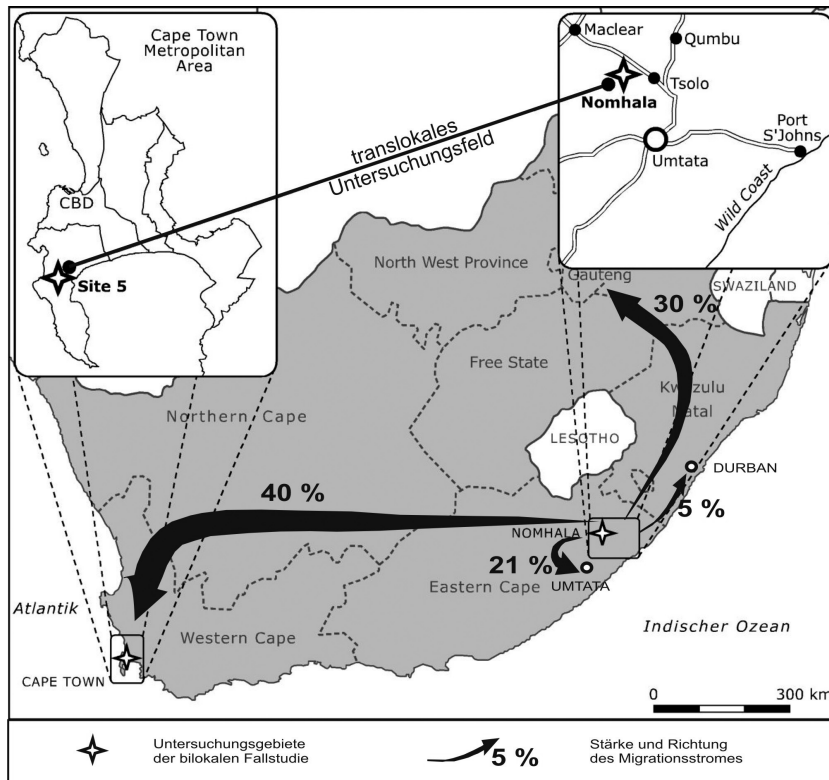


Abb. 1: Hauptdestinationen der Land-Stadt-Migranten, Lage der Untersuchungsgebiete und das translokale Untersuchungsfeld (Quelle: eigene Erhebung)

In Nomhala hat sich nach der Aufhebung der Wanderungsbeschränkungen auch die geographische Ausrichtung des Migrationssystems verändert. Infolge der großen Entlassungswellen im Bergbau- und Industriesektor verlagerte sich der Schwerpunkt in den 1990er Jahren vom Vaal-Triangle in Richtung Kapstadt (Abb. 1). Die Hauptdestination der nach Kapstadt migrierten Personen ist die Siedlung Site 5. Das auf der südlichen Kaphalbinsel in der Nähe von Fish Hoek gelegene Township, das auch *Masiphumele* genannt wird, wurde Anfang der 1990er Jahre als *Site-and-Service*-Projekt für 5.000 Einwohner geplant. Mittlerweile wohnen dort auf engstem Raum etwa 25.000 Einwohner, darunter fast die Hälfte der in der Kapmetropole lebenden Migranten aus Nomhala (47 % bzw. 80 Perso-

nen) Zwischen diesen und der im Dorf gebliebenen Bevölkerung bestehen intensive Netzwerk- und Interaktionsbeziehungen.

Wie aber kam es zu der Herausbildung des translokalen Gefüges zwischen Nomhala und Site 5 und was hat Fußball damit zu tun?

„Räume erweitern“: Fußball in Nomhala

Fußballspielen ist für die männliche Jugend von Nomhala von herausragender Bedeutung und fester Bestandteil ihres Rollenverhaltens. Auch die soziale Stellung in der Peer Group ist stark abhängig von der fußballerischen Performance. Man kann hier eine Parallele ziehen zu den Stockkämpfen in früheren Zeiten und ihrer Bedeutung für die maskuline Identitätskonstruktion (vgl. Mager 1998).

You know, soccer is very important. Everybody in Nomhala plays the soccer. You must. (...) You see, if you play the soccer, you meet all the friends and you show that you can play the soccer. It's very important. (17-Jähriger in Nomhala)

Am Wochenende finden häufig Spiele gegen andere Dörfer statt; diese stellen wichtige Ereignisse im Dorfleben dar und teilweise erscheinen bis zu 200 Zuschauer. Fußball trägt somit im ländlichen Kontext zur Herstellung bzw. Reproduktion einer „lokalen Identität“ bei.

Nomhala verfügt über zwei Fußballfelder: in *Mfolozi*, dem östlichen Ortsteil, und in *Emangizemeni* im Westen (vgl. Abb. 2). Sie werden als Bolz- und als Trainingsplätze der Mannschaften der jeweiligen Ortsteile sowie als Austragungsorte der Spiele genutzt. Die Mannschaften rekrutieren ihre Spieler in den angrenzenden Ortsteilen.

Die Jungen des Dorfes treffen sich fast jeden Nachmittag auf den umfunktionierten Weideflächen zum Kicken. Hier werden Freundschaften aufgebaut und gepflegt – oder anders gesagt: Hier werden Netzwerke geknüpft. Und hier werden Informationen und Neuigkeiten ausgetauscht. Dass es sich dabei nicht nur um lokalen Dorfklatsch handelt und welche Bedeutung diese Netzwerkbeziehungen für den Translokalisierungsprozess zwischen Nomhala und Site 5 hat, wird im Folgenden dargestellt.

„Lokales Kurzpassspiel und translokale Flanken“: Zur Bedeutung des Fußballspiels im Prozess der Translokalisierung

Der Begriff des „sozialen Kapitals“ ist insbesondere vor dem Hintergrund der Instrumentalisierung durch internationale Organisationen in das argumentative Kreuzfeuer kritischer Sozialwissenschaftler geraten.⁶ Doch abgesehen von der berechtigten Kritik an der Verwendung des Konzepts (in der Entwicklungspraxis) liefert es wertvolle Ansatzpunkte und eine geeignete Metapher, *das Soziale im ökonomischen Handeln* und *das Ökonomische im sozialen Handeln* zu thematisieren. Für eine akteursorientierte Analyse von Netzwerkprozessen ist der Begriff analytisch durchaus hilfreich, um den Ressourcencharakter von sozialen Beziehungen zu beschreiben.⁷ Und auch für das Verständnis von Translokalisierungsprozessen ist der Terminus geeignet: Soziales Kapital ist zwar immateriell, aber trotzdem relativ „raumgebunden“. So kann man sagen: Soziales Kapital befindet

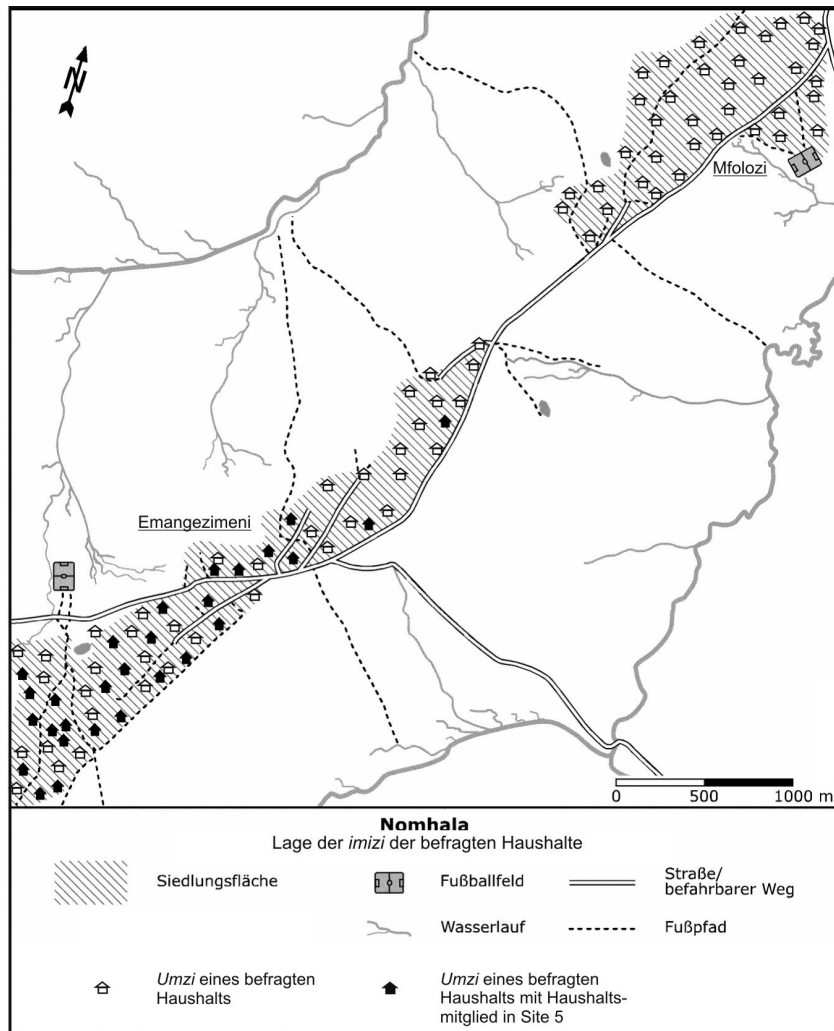


Abb 2: Lage der *imizi* der in Site 5 lebenden Migranten in Nomhala (Quelle: Steinbrink 2009)

sich dort, wo sich Personen aufhalten, zwischen denen eine strategisch nutzbare soziale Bindung besteht. Wenn sich die Personen am selben Ort aufhalten, kann man von *lokalem sozialem Kapital*, andernfalls von *translokalem sozialem Kapital* sprechen. Diese einfache Unterscheidung erweist sich als nützlich, um die Entwicklung von Migrationsnetzwerken wie zwischen Nomhala und Site 5 zu beschreiben.

Betrachtet man die räumliche Lage der *imizi* jener Migranten, die von Nomhala nach Site 5 migriert sind, so fällt auf, dass sie sehr ungleichmäßig über das Dorf verteilt sind

(vgl. Abb.2). Die *imizi* befinden sich ausschließlich in *Emangezimeni*, also gewissermaßen im Einzugsbereich des westlichen Fußballplatzes.

Diese ungleichmäßige Verteilung ist letztlich aus der Bedeutung der räumlichen Nähe für den alltäglichen Interaktionszusammenhang im lokalen Kontext des Dorfes erklärbar. Die Feldforschungen haben ergeben, dass ein Großteil der sozialen Kommunikation über direkte *face-to-face*-Kontakte in der Nachbarschaft läuft. So kommt es zu einer *lokalen Verdichtung sozialer Verflechtungszusammenhänge*, was gleichzeitig eine *lokale Häufung des sozialen Kapitals* innerhalb der Nachbarschaft bedeutet. Das heißt nichts anderes, als dass die Bewohner von *Emangezimeni* mit einer hohen Wahrscheinlichkeit einen Großteil ihrer sozialen Beziehungen, auf die sie im Bedarfsfall strategisch zurückgreifen können, zu anderen Bewohnern von *Emangezimeni* unterhalten. In besonderem Maße gilt das für die auf dem Dorf heranwachsenden Jugendlichen, deren alltäglicher Mobilitätsradius sich auf relativ wenige, nah beieinander liegende Plätze beschränkt, darunter der Fußballplatz.

In der frühen Phase von Translokalisierungsprozessen migrieren vorwiegend junge Männer im besten Fußballalter (18-25 Jahre). Einer der beiden ersten Migranten, die von *Nomhala* in die Nähe der einige Zeit später entstehenden Siedlung *Site 5* gingen, ist *Linda* (männlich, damals 19 Jahre alt). Ein ehemaliger Schulfreund aus einem Nachbardorf berichtete ihm, dass in der Nähe von *Fish Hoek* neue Wohngebiete für „Weiße“ entstünden und es deshalb gute Arbeitsmöglichkeiten auf dem Bau gebe. *Linda* ging Mitte 1989 nach *Fish Hoek* und fand einen Job als Handlanger. Da er ein passionierter Fußballer war und aus *Emangezimeni* stammte, ist es nicht erstaunlich, dass viele seiner Freunde ebenfalls Fußballer waren und in der näheren Nachbarschaft wohnten. Mit *Lindas* Migration nach *Site 5* translokalisierten sich also die Beziehungen zu einer Vielzahl von Freunden aus seiner ehemaligen Nachbarschaft – und damit auch das inhärente soziale Kapital (*Translokalisierung sozialen Kapitals*).

Während seines Dezemberurlaubs (1989) weilte *Linda* im ländlichen *umzi* bei seiner Familie, dort verbrachte er seine Freizeit wie gewohnt auf dem Fußballplatz mit seinen befreundeten Altersgenossen und erzählte ihnen von den Einkommensmöglichkeiten in *Fish Hoek*. So entschied sich schließlich auch *Lindas* Freund *Dolly* (männlich, 19 Jahre) im Januar 1990, nach *Fish Hoek* zu reisen, um eine Anstellung zu finden. Ein halbes Jahr später kam ihr Fußballfreund *Sitembele* aus *Nomhala* nach. *Linda* und *Dolly* halfen ihm, Gelegenheitsjobs im Baugewerbe zu finden. Nach dem nächsten Dezemberaufenthalt der drei Freunde in ihrem Heimatdorf entschieden sich zwei weitere Fußballkollegen, *Vabaza* und *Zulu*, *Nomhala* zu verlassen und sich in *Fish Hoek* auf Arbeitssuche zu begeben. Die fünf Freunde lebten zunächst zusammen in provisorischen Unterkünften in einem Feuchtgebiet nahe den Bauplätzen, 1993 zogen sie auf das Gelände des neuen *Site-and-Service*-Projekts (*Site 5*).

Aus den Biographien dieser ersten Migranten, die von *Nomhala* nach *Site 5* zogen, geht die Relevanz der sozialen Beziehungen unmittelbar hervor. Sie verdeutlichen, wie das durch die Migration translokalisierte soziale Kapital von *Lindas* Fußballfreunden *Dolly*,

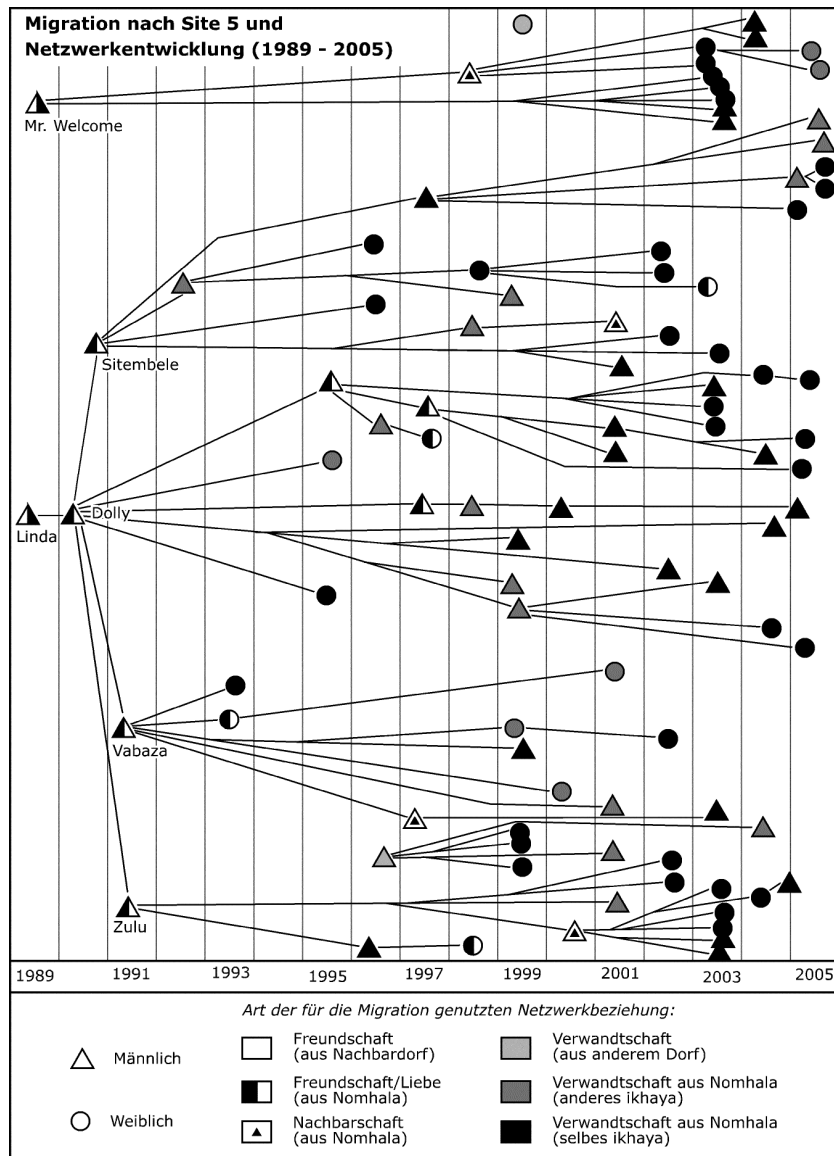


Abb. 3: Kettenmigration und Nutzung translokalen sozialen Kapitals (Quelle: eigene Erhebung 2006)

Sitembele, Vabaza und Zulu genutzt wurde, um ihrerseits nach Site 5 zu ziehen. Aufgrund der Wanderungen relokalisieren sich die Beziehungen zwischen den Migranten im Ziel-

gebiet (*Relokalisierung sozialen Kapitals*). Die Beziehungen bedeuten für jeden Neuankömmling zunächst einen Grundstock an lokalem sozialem Startkapital in Site 5, das u.a. den Zugang zu Arbeit und Wohnraum ermöglicht, es stellt meist eine Voraussetzung für die Migration dar. Auf der anderen Seite bringt die Wanderung eines jeden Migranten die Translokalisierung zahlreicher sozialer Beziehungen mit sich, die wiederum von Zurückgebliebenen potenziell für Migrationen genutzt werden können.

Wie sich die Wanderung der fünf Fußballfreunde auf die Entwicklung des Migrationszusammenhangs zwischen Nomhala nach Site 5 in den Folgejahren auswirkte, verdeutlicht Abb. 3. Sie visualisiert den Prozess der Kettenmigration über den Zeitraum von 1989 bis 2005. Die Linien zwischen den Symbolen (Akteure) zeigen an, wer jeweils die erste Anlaufstation für den ankommenden Migranten war.

Über 80 % aller Wanderungen von Nomhala nach Site 5 lassen sich in bis zu fünf Schritten auf Linda zurückverfolgen.⁸ Innerhalb Nomhalas ist das Quellgebiet der Migration nach Site 5 nach wie vor deckungsgleich mit dem Einzugsgebiet des westlichen Fußballplatzes (vgl. Abb. 2). Natürlich leben heute auch Nicht-Fußballer in Site 5, dennoch zeigt sich hier, wie die lokalräumliche Verdichtung sozialer Verflechtungszusammenhänge in Emangezimeni das Migrationsgeschehen beeinflusst.⁹ So kommt es im Zuge des Kettenmigrationsprozesses aus Sicht der Bewohner Emangezimenis zu einer *lokalen Häufung translokalen sozialen Kapitals* in Site 5. Jede vorangegangene Migration erhöht folglich die Attraktivität von Site 5 als Zielgebiet. Insofern kann von einer *kumulativen Verursachung der Translokalisierung durch die lokale Häufung translokalen sozialen Kapitals* gesprochen werden (vgl. Massey 1990). Die Translokalität der Livelihoods ist somit als Ergebnis eines sich selbst erhaltenden Prozesses der *Translokalisierung und Relokalisierung von sozialem Kapital* zu verstehen. Abb. 4 fasst dies schematisch verallgemeinernd zusammen.

Im konkreten Fall der Translokalisierung zwischen Nomhala und Site 5 lässt sich der Ausgangspunkt des Prozesses also direkt auf das Fußballspielen in Nomhala zurückführen. Der Fußballplatz ist offenbar ein Ort, an dem die für Migrationen unentbehrlichen Bindungen aufgebaut werden, an dem sich Migranten und potenzielle Migranten treffen und Informationen austauschen, auf deren Grundlage Wanderungsentscheidungen getroffen werden, die maßgeblich für die Entstehung der translokalen Zusammenhänge sind. So gewinnt der Spruch, dass Fußball verbindet, auch einen (sozial-)räumlichen Sinn.

„Elf Freunde sollt ihr sein“: Zur Bedeutung des Fußballs in Site 5

Auch in Site 5 ist Fußball eine sehr beliebte Freizeitbeschäftigung der männlichen Migranten. Bereits 1995 gründete sich eine gut organisierte Liga. Etwa zwanzig Mannschaften nehmen an dem Spielbetrieb teil. Diese rekrutieren ihre Spieler vor allem aus Migranten gleicher regionaler Herkunft.

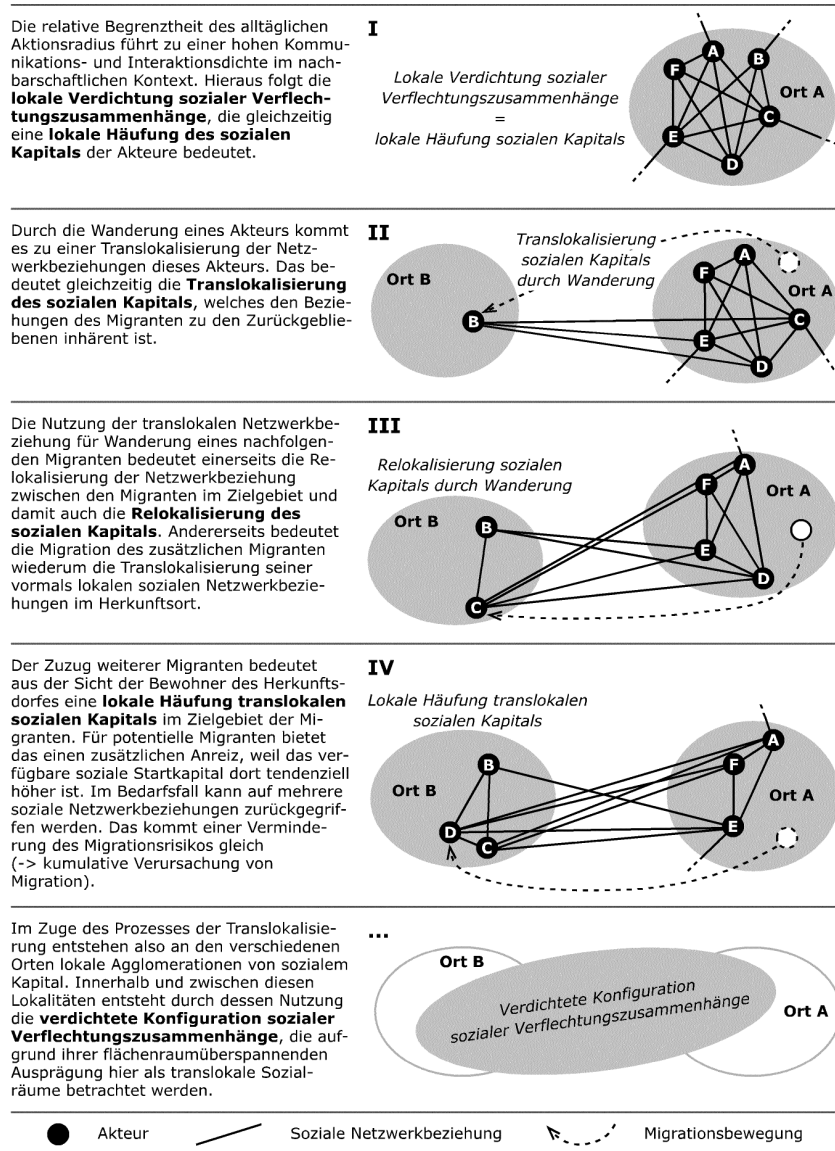


Abb. 4: Translokalisierung und Relokalisierung von sozialem Kapital als kumulativer Prozess (Quelle: Steinbrink 2009: 348)

Auch die Fußballfreunde aus Nomhala (Linda, Dolly, Sitembele, Vabaza und Zulu) schlossen sich einer dieser Mannschaften an. Zunächst spielten sie für die *Cape Town Visitors*, ein Team, das sich aus Migranten der benachbarten Regionen Tsolo/Qumbu und Engcobo

zusammensetzte. Erst, als immer mehr Migranten aus diesen Gebieten nach Site 5 kamen, spaltete sich die Mannschaft auf, und es fanden sich unterschiedliche Teams von Spielern aus dem jeweils selben Herkunftsgebiet zusammen. Je mehr Migranten kamen, desto kleiner wurde das Einzugsgebiet der Mannschaften.

But when the time passed we saw there were a lot of people from our side, so we can make our own soccer club. You see, the more people come, the smaller gets the area one club needs to build a team. (Migrant, ca. 35 Jahre)

Auch die Migranten aus Nomhala gründeten 1998 eine eigene Mannschaft, und sie nannten sie „*The Mighty Doves*“. 2003 spielten insgesamt 14 junge Männer aus dem Dorf in diesem Team.

Mehrere Interviewpartner erklärten, *The Mighty Doves* seien mehr als eine rein sportliche Organisation. Sie beschrieben, wie der Zusammenhalt der Mannschaft auch außerhalb des Spielfelds die gegenseitige Kooperation und Unterstützung fördere, indem er z. B. die Zugangsmöglichkeiten zu Jobs verbessere:

If you are playing for example for the Mighty Doves and 50 % of the people are working, these 50% are supposed to organise a job for the others who are unemployed. You know, when there is a team, you have an executive, the officials. So they sit together with the people of the team and say: „Guys, we are here in Cape Town, we are from the Eastern Cape and we are one team. The reason why we are here is the job. That is the most important thing. First one is the job, the second important thing is the sport! So we have the team, that is fine, but unfortunately there are some guys in our team who are unemployed. If somebody of you knows that there is a job, the first thing you have to think about are your team members – is your team! Don’t look for other people, think of the guys of your team, who don’t have a job.“ You see, we try to organise the jobs for the team, because we are brothers there. When we are a team, we are brothers. (Migrant, ca. 25 Jahre)

Die Anbindung an das Team bietet demnach nicht nur die Möglichkeit, einem geliebten Hobby nachzugehen; vielmehr wird mit der Mannschaftszugehörigkeit auch die Hoffnung auf Einbindung in ein System gegenseitiger Unterstützung verknüpft. Dass sich die Gegenseitigkeitsbeziehungen innerhalb der Mannschaft trotzdem nicht auf ein instrumentelles *Tit-for-Tat* beschränken sollen, zeigt das Ende des Zitats. Hier wird die Beziehung zwischen den Spielern mit der Beziehung zwischen Brüdern gleichgesetzt und damit auf die Ebene einer symbolisch stark aufgeladenen Bindung gehoben. Der Eintritt in eine Fußballmannschaft kann im Kontext der Existenzsicherung insofern als strategische Handlung verstanden werden, um sich ein soziales Netzwerk aufzubauen und soziales Kapital zu generieren, das größere soziale Sicherheit mit sich bringt und die Erwerbschancen verbessert. Dieses *Networking* ist folglich ein Aspekt sicherheitsrationalen Handelns.

Da die Migranten insbesondere unmittelbar nach der Ankunft auf informelle Unterstützung angewiesen sind, kann ein Migrant kaum riskieren, sich für ein anderes Team als das seiner Herkunftsregion zu entscheiden.

One thing I gonna tell you! The time you come here and you meet me and I'm in this team ...now you have no work, so I must support you. I must give you food and then you can go and (...) look for job. But if you come and you don't want to belong to my team, then I don't want to give you food. Why should I give you food, when you belong to the other team and not to our team? Why must I give you, when you are against us? This is how it works. So you must play in that team, because this team is from your home. And also on the Easters, when it is the holidays the team goes to Eastern Cape – with one Kombi – and then we are going to play there. We are going home, because we belong there. (Migrant, ca. 35 Jahre)

„Den Raum eng machen“: Zur Bedeutung des Fußballs für die Stabilisierung translokaler Verflechtungszusammenhänge

Die bisherigen Ausführungen deuten darauf hin, wie stark Fußball in Site 5 mit Ideen von Gemeinschaft und Kooperation, aber auch mit der Vorstellung eines gemeinsamen Heimatraums verknüpft ist. Das Fußballspielen und das Team sind Medien zur Herstellung eines Zusammengehörigkeitsgefühls, das zur Verdichtung und Stabilisierung der Vernetzung insgesamt beiträgt.

The people here enjoy soccer and they are keeping their relationship. Nobody can separate them, because of the partnership of soccer and they look after each other. It unites the people from the same rural area. (Migrant, 25 Jahre)

Schon die Namensgebungen – *The Mighty Doves* und *Cape Town Visitors* – lassen Rückschlüsse auf das Selbstverständnis der Mannschaften als Gruppe zu. Auffallend ist zunächst, dass in den Namen kein Bezug zum Fußballsport hergestellt wird, sondern stattdessen ein Migrationsaspekt zum Ausdruck kommt. Dieser bezieht sich allerdings nicht auf das gemeinsame Herkunftsgebiet, sondern auf die translokale Daseinsform. So bezeichnet der Name *Cape Town Visitors* offenkundig Personen, die in Kapstadt nur *auf Besuch* sind. Auch der Name *The Mighty Doves* ist in den Migrationszusammenhang eingebettet. Denn *Mächtige Tauben* zeichnen sich dadurch aus, dass sie über große Entfernungen fliegen, immer wissen, wo sie herkommen, und immer wieder dorthin zurückkehren. Kollektive Identität wird somit über die gemeinsame Daseinsform konstruiert, die zwar translokal, aber nicht „räumlich entankert“ ist.

Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang, dass sich das Team in Nomhala ebenfalls *The Mighty Doves* nennt – allerdings erst seit 2000. Der Name wurde also aus Site 5 importiert. Offensichtlich sind die Spieler der *Mighty Doves* in Kapstadt Identifikationsfiguren für die männliche Dorfjugend: Für die *Mighty Doves* in Kapstadt zu spielen und am regulären Ligabetrieb – mit einheitlichen Trikots, richtigen Fußballschuhen, gekreideten Linien und Toren mit Netzen – teilzunehmen ist ein Wunsch vieler Jungen in Nomhala. Das allein wäre sicherlich kein Migrationsgrund; aber es verquicken sich hier zwei Aspekte des männlichen Rollenverständnisses: Migration und Fußball. Die Fußball spielenden Migranten verkörpern – insbesondere, wenn sie im Dezember gut gekleidet und

mit Geld in den Taschen nach Nomhala zurückkehren – für die dortigen Heranwachsenden „Wanderer auf dem richtigen Lebensweg“; sie sind männliche Vorbilder, deren (trans-lokaler) Lebensentwurf als erstrebenswert angesehen wird.¹⁰ Insofern symbolisiert der Import des Namens die Bereitschaft der Fußball spielenden Jungs in Nomhala, ebenfalls als „mächtige Tauben“ in die Stadt zu ziehen. Das lässt darauf schließen, dass es so etwas wie eine *Kultur der Transmigration* gibt und die mobile Daseinsform Teil eines anerkannten Lebensentwurfs ist. Nicht nur in Site 5, sondern auch in Nomhala ist der Fußballplatz ein Ort, an dem „translokale Identitäten“ sozial konstruiert werden – noch vor der ersten Arbeitsmigrationserfahrung. Die Konstruktion findet also sowohl im städtischen als auch im ländlichen Kontext statt – oder genauer: in dem translokalen Zusammenhang. Das Fußballspielen funktioniert so als Medium zur *Institutionalisierung* und *Traditionalisierung*. Es reproduziert die Gemeinschaftlichkeit und gleichzeitig die Vorstellung des Heimatraums ebenso wie das Selbstverständnis der männlichen Migranten als „Wanderarbeiter“. So trägt das Fußballspielen zur Stabilisierung der Land-Stadt-Verflechtungen und zum Funktionieren des translokalen Existenzsicherungssystems bzw. des informellen Systems der Wanderarbeit in der Postapartheid bei.

Fazit: „Nach dem Freistoß: Abseits“

Sicherlich hat die ethnographische Freude daran, den Gegenstand der eigenen Leidenschaft in einen ungewohnten inhaltlichen Kontext zu stellen und aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten, den Blick des Verfassers gelenkt und ihn zu diesem Beitrag motiviert. Und selbstverständlich ist Fußball nur ein kleiner Sonderaspekt des Kontexts, in den der Sport hier gestellt wurde. Aber das Dargestellte scheint doch geeignet, das übergeordnete Hauptargument zu stützen: Die Wanderarbeit besteht auch im Neuen Südafrika fort; verändert hat sich indes die Organisation. Das formelle System wurde abgelöst durch ein informelles. Die translokale Existenzsicherung lässt sich heute als ein System rekonstruieren, über das die Rekrutierung von Arbeitskraft, die Wohnraumbeschaffung und wesentliche Aspekte der sozialen Absicherung in den informellen Bereich verlagert werden. Dabei haben die translokalen sozialen Netzwerke die entscheidenden Funktionen übernommen.¹¹ Auf der Akteursebene erscheinen sie als tragende Pfeiler der Livelihood-Systeme, als Grundlage der Existenzsicherung; politisch-ökonomisch betrachtet, sind sie jedoch auch Steuerungselement eines Wirkungszusammenhangs, dessen innere Dynamik das sozioökonomische Gefälle fortschreibt. An die Stelle des staatlich-institutionellen Zwangs während der Apartheid sind Selbstorganisation und rationales Handeln von – im juristischen Sinne – freien Akteuren getreten. Angesichts der Armutbedingungen in Südafrika offenbart sich jedoch die Beschränkung der tatsächlichen Freiheiten. Berücksichtigt man das Moment der ungleichen Machtverhältnisse und die eingeschränkten Handlungsfreiheiten im Kontext struktureller Verwundbarkeit, so gibt es wenig Anlass, in eine entwicklungspolitische Netzwerkeuphorie zu verfallen und das „soziale Kapital“ – sei es lokal oder translokal – als zu-

kunftsfruchtige Ressource der Armen zu preisen. Die translokalen sozialen Netzwerke dienen nicht der Überwindung von Armut; vielmehr sind sie Ausdruck des Lebens in und des Umgangs mit Armut. Vor diesem Hintergrund wird deutlich: Die Machtlosen nutzen zwar ihr „soziales Kapital“, doch davon profitieren vor allem die anderen.

Vordergründig erscheinen die Rücküberweisungen der Land-Stadt-Migranten wie ein mächtiger Ausgleichsstrom von strukturstärkeren in strukturschwächere Regionen. Kleineräumiger betrachtet, entpuppt er sich indes als eine bloße Umverteilung zwischen strukturschwachen Orten. Im südafrikanischen Jargon gesprochen: Die Ströme fließen zwischen verschiedenen *previously disadvantaged areas* – zwischen den ehemaligen *black townships* und den informellen Siedlungen auf der einen Seite und den *locations* in den *deep rural areas* der ehemaligen *bantustans* auf der anderen. Die beschriebenen translokalen Strukturen sind kein Medium der Umverteilung zwischen Arm und Reich, sondern die Kapitalströme fließen zwischen (*previously*) *disadvantaged people*. Die Verwundbaren zahlen an Verwundbare.

Es ist davon auszugehen, dass das System der translokalen Existenzsicherung zur Verschärfung der sozialen und räumlichen Ungleichheiten in Südafrika beiträgt: Der Unterschied zwischen ländlichen und städtischen Lebenshaltungskosten ist ein wichtiger Grund für die translokale Haushaltsorganisation. Da die Lebenshaltungskosten auf dem Land im Vergleich wesentlich geringer sind, kann der „komparative Kostenvorteil“ über die translokale Organisation der Existenzsicherungssysteme genutzt werden, indem ein Teil der Haushaltsmitglieder auf dem Land bleibt (vgl. Greiner 2008: 234). Die Situation des südafrikanischen Arbeitsmarkts bedingt jedoch, dass die Einsparungen nicht primär den Haushalten zugutekommen. Viele Arbeitssuchende sind bereit, auch extrem niedrige Einkommen zu akzeptieren. So nähern sich die Löhne dem unteren Grenzwert an, der für die Arbeiter und ihre Angehörigen eben noch das Existenzminimum gewährleistet. Die mit der translokalen Organisation der Livelihood-Systeme realisierten Einsparungen wirken insofern wie eine informelle Subventionierung der Arbeitskosten. Das heißt, die Einsparungen durch die rural-urbanen Kostendifferentiale fließen zu einem Teil in den Mehrwert, der als Profit von Personen abgeschöpft wird, die kaum als *previously disadvantaged* gelten können.

In dieser Hinsicht weist das System der translokalen Existenzsicherung trotz der tiefgreifenden politischen Umwälzungen in Südafrika durchaus Ähnlichkeiten zu dem von Wolpe (1972) und anderen Autoren beschriebenen *migrant labour system* auf. Das neue System besteht zwar im Kontext einer modernen Demokratie, die sich ausdrücklich auf Gleichheit und Freiheit beruft, in einem Südafrika, dessen Verfassung als eine der fortschrittlichsten der Welt gilt; es basiert nicht mehr auf direkter staatlicher Einflussnahme und rassistischer Unterdrückung. Aber: Es resultiert aus einem politisch-ökonomischen Zusammenhang, in welchem sich die alten ökonomischen Ungleichheiten fortschreiben.

Es lässt sich also resümieren, dass es vielen Südafrikanern auch nach dem nationalen Freistoß bisher nicht gelungen ist, sich aus der der politisch-ökonomischen Abseitsfalle zu

befreien. Flankenläufe wie die von Linda, Dolly, Sitembele, Vabaza und Zulu bringen zwar Entlastung, beeinflussen jedoch nicht nachhaltig den Spielverlauf.

Anmerkungen

- 1 Hier leben etwa 30 % der Gesamtbevölkerung, die jedoch über 55 % des Gesamteinkommens verfügen (vgl. Leibrandt u.a. 2004).
- 2 Die Fallstudie basiert auf den Forschungsarbeiten, die der Verfasser im Rahmen des von der DFG geförderten Forschungsprojekts „Land-Stadt-Verflechtungen als Überlebenssicherungssystem in Entwicklungsländern“ von 2002 bis 2006 in Südafrika durchführte. Methodologisch orientierte sich die Feldforschung an der multisited ethnography (Marcus 1995). Dem aus qualitativen und quantitativen Elementen bestehenden Forschungsdesign lag ein bilokaler Ansatz zugrunde. Es wurde in einem ländlichen und in einem städtischen Untersuchungsgebiet geforscht. An dieser Stelle sei der DFG nochmals für die Unterstützung gedankt.
- 3 Das umzi (isiXhosa, pl. imizi) ist ein Gehöft. Die emische Haushaltsformation isiXosa-sprechender Gruppen ist das ikhaya. Das ikhaya ist eine patrilinear strukturierte Gemeinschaft und definiert sich über die Zugehörigkeit zu einem gemeinsamen umzi. Aber nicht die Koresidenz bestimmt die Mitgliedschaft, sondern Geburt oder Heirat. Die Mitgliedschaft ist also unabhängig vom Aufenthaltsort der Mitglieder. Insofern entspricht das emische Konzept des ikhaya dem analytischen Konzept des translokalen Haushalts.
- 4 Die Aufgabenteilung zwischen Land und Stadt stellt sich als Funktionsteilung zwischen verschiedenen Haushaltsstandorten und weniger als strikte Arbeitsteilung zwischen den Haushaltsmitgliedern dar, die häufig in unterschiedlich langen Zeitabständen sowohl in der Stadt als auch auf dem Land leben. Den ländlichen und städtischen Haushaltsstandorten kommen dabei jeweils charakteristische Funktionen zu: Über städtische Haushaltsstandorte wird der Zugang zum (meist informellen) Arbeitsmarkt und zu monetärem Einkommen ermöglicht. Darüber hinaus erleichtert städtischer Wohnraum den Zugang zu schulmedizinischer Versorgung und besserer Bildung (sekundäre Schulbildung), er ist die Anlaufstation für Migranten, die aus unterschiedlichen Gründen neu in die Stadt kommen. Am ländlichen Haushaltsstandort finden hingegen die Kindererziehung und die primäre Schulbildung statt. Auch alte und kranke Haushaltsmitglieder werden hier gepflegt. Die landwirtschaftliche Subsistenzproduktion trägt zur Ernährungssicherung des Haushalts bei. In Zeiten längerer Arbeitslosigkeit kehren Land-Stadt-Migranten zum ländlichen Standort zurück, um ihre Lebenshaltungskosten zu minimieren. Darüber hinaus hat das ländliche Gehöft auch starke rituelle Funktionen (Beschneidung, Hochzeit, Beerdigung) und bietet einen besseren Zugang zu traditionellen und spirituellen Heilungsmöglichkeiten. In akuten Krisen- oder Konfliktsituationen auf dem Land oder in der Stadt bietet die translokale Organisation der Haushalte jeweils Zufluchtsorte (vgl. Steinbrink 2009).

- 5 Zur Bedeutung dieser Migrantennetzwerke für die translokale Existenzsicherung siehe Steinbrink (2007)
- 6 Seitdem Loury (1977) bzw. Bourdieu (1983) den Terminus auf das wissenschaftliche Tapet gebracht haben, befindet sich das „Sozialkapital“ auf einem erstaunlichen Vormarsch in den Gesellschaftswissenschaften. Von einem einheitlichen theoretischen Konzept lässt sich indes nicht sprechen, da Autoren verschiedener Fachdisziplinen den Begriff unterschiedlich verwenden. Mittlerweile wurde mehrfach darauf hingewiesen, dass das „Sozialkapital“ wegen der konzeptionellen Unklarheiten analytisch nur mit großer Vorsicht zu behandeln ist. Fine (1998) geht sogar so weit, eine Kausalbeziehung zwischen dieser Unklarheit und der Popularität des „chaotischen“ Sozialkapital-Ansatzes zu vermuten. Tatsächlich ist die Idee des sozialen Kapitals aus der Entwicklungsdiskussion nicht mehr wegzudenken. Vor allem für die internationalen Geberorganisationen (u. a. Weltbank) stellt „Sozialkapital“ heute eine Kernvokabel dar und gilt als der „missing link“ zur Lösung unterschiedlichster sozialer Probleme von Armut bis „bad governance“. Zu Recht wird kritisiert, dass es innerhalb des Sozialkapital-Diskurses zu einer Überbetonung von positiven Effekten kommt und die Potenziale der Netzwerke als Ressource der Armen überschätzt werden, so dass der strukturelle Druck auf und die Zwänge innerhalb sozialer Netzwerke geradezu programmatisch vernachlässigt werden (vgl. Peripherie Nr. 99 (2005) „Sozialkapital – Kapitalisierung des Sozialen“).
- 7 Im Folgenden soll das soziale Kapital in Anlehnung an Pierre Bourdieu (1983: 190f) als individuelle, strategisch einsetzbare Ressource verstanden werden: „Das soziale Kapital ist die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens und Anerkennens verbunden sind.“
- 8 Im gleichen Jahr wie Linda zog auch Mr. Welcome (damals 45 Jahre alt) in das Gebiet des Site-and-Service-Projekts. Ein Zusammenhang zwischen seiner und Lindas Migration konnte jedoch nicht nachgewiesen werden..
- 9 Auch in den Fällen, in denen für die Migration auf verwandtschaftliche Beziehungen zurückgegriffen wurde, fungierten meist Haushaltsmitglieder oder Verwandte aus der Nachbarschaft als Anlaufpunkte in Site 5.
- 10 Fußball prägt auch das vorherrschende Bild vom Leben der Migranten in der Stadt. Denn obwohl die Jungen wissen, dass der Traum einer Fußballerkarriere höchstwahrscheinlich ein Traum bleiben wird, wird er geträumt. Und der Fußball in Site 5 hat immerhin schon mehr mit den Kaizer Chiefs oder den Bafana Bafana gemein als das fröhlich-ungeordnete Gebolze auf den Weideflächen in Nomhala.
- 11 Greiner (2010) kommt in seiner Arbeit zu Migrationsprozessen und translokalen Netzwerken in Namibia zu ähnlichen Ergebnissen.

Literatur

- Afrobarometer 2004: Briefing Paper No. 11, <http://www.afrobarometer.org>, letzter Aufruf: 1.10.2008.
- Anderson, Barbara A. 2003: Migration in South Africa in comparative perspective. In: Pieter Kok u. a. (Hg.): Migration in South and Southern Africa. Pretoria. S. 97-121
- Bourdieu, Pierre 1983: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen. S. 183-198.
- Gelderblom, Derrik und Pieter C. Kok 1994: Urbanisation: South Africa's Challenge. Pretoria.
- Greiner, Clemens 2008: Zwischen Ziegenkraal und Township. Migrationsprozess in Nordwestnamibia. Berlin.
- Greiner, Clemens 2010: Patterns of Translocality. Migration, Livelihoods and Identities in Northwest Namibia. In: Sociologus 1 (im Erscheinen).
- Fine, Ben 1998: The Developmental State is Dead – Long Live Social Capital? In: Development and Change 30. S. 1-19.
- Leibbrandt, Murray, Pranushka Naidoo, Laura Poswell, Matthew Welch und Ingrid Woolard 2004: South African Poverty and Inequality: Measuring the Changes. In: Susan Brown, Alta Fölscher (Hg.): Taking Power in the Economy. Gains and Directions. Cape Town. S. 76-91
- Lohnert, Beate und Malte Steinbrink 2005: Rural and Urban Livelihoods: A Translocal Perspective – An Example from South Africa. In: South African Geographical Journal 87, 2. S. 95-103.
- Loury, Glenn 1977: „A Dynamic Theory of Racial Income Differences.“ In: Phyllis Wallace und Annette Le Mund (Hg.): Woman, Minorities, and Employment Discrimination, Lexington, Mass. S. 153-186.
- Mager, Anne 1998: Youth Organisations and the Construction of Masculine Identities in the Ciskei and Transkei, 1945-1960. In: Journal of Southern African Studies 24, 4. S. 653-667.
- Marcus, Georg E. 1995: Ethnography in/of the world system: the emergence of multi-sited ethnography. In: Annual Review of Anthropology 24. S. 95-117.
- Massey, Douglas S. 1990: Social structure, household strategies, and the cumulative causation of migration. In: Population Index 56, 1. S. 3-26.
- Mayer, Philip und Ilona Mayer 1971: Townsmen or Tribesmen. Conservatism and the Process of Urbanisation in a South African City (2. überarbeitete Aufl.). Cape Town.
- PERIPHERIE 99 (2005): Sozialkapital - Kapitalisierung des Sozialen, Münster,
- Posel, Dorrit 2003: Have Migration Patterns in post-Apartheid South Africa Changed? Paper prepared for Conference on African Migration in Comparative perspective, Johannesburg. <http://pum.princeton.edu/pumconference/papers/1-Posel.pdf>, letzter Aufruf: 7. 8. 2009.

- Smith, Keith 2005: The Status of Cape Town: Development Overview. Cape Town
- Statistics South Africa 2008: General Household Survey. Pretoria. (<http://www.statssa.gov.za/PublicationsHTML/P0318July2006/html/P0318July2006.html>, letzter Aufruf: 1. 8. 2009)
- South African Cities Network 2006: State of the Cities Report 2006, http://www.sacities.net/2006/pdfs/cities_2006_chapter3.pdf, letzter Aufruf: 7. 8. 2009.
- Statistics South Africa 2008: Income and expenditure of households 2005/2006. Pretoria. (<http://www.statssa.gov.za/Publications/Report-01-00-01/Report-01-00-012005.pdf>, letzter Aufruf: 1. 8. 2009)
- Steinbrink, Malte 2007: Exploring the Role of Migrants' Networks in the Context of Translocal Livelihoods in South Africa. In: Beate Lohnert (Hg.): Social Networks: Potential and Constraints. Indications from South Africa. Saarbrücken. S. 73-113.
- Steinbrink, Malte 2009: Leben zwischen Land und Stadt. Migration, Translokalität und Verwundbarkeit in Südafrika. Wiesbaden.
- UNDP 2003: South Africa Human Development Report 2003. The Challenge of Sustainable Development in South Africa: Unlocking Peoples Creativity. Cape Town.
- Wolpe, Harold 1972: Capitalism and cheap labour power in South Africa. In: Economic and Society 1, 4. S. 425-456.

Conrad Schetter, Robert Meyer,
Janosch Prinz ■

‚Totaal Voetbaal‘, ‚Ramba-Zamba‘ und ‚Tiqui-Taca‘ – die Konstruktion von Räumen im Fußballspiel

Einleitung

Die Bedeutung des Raumes steht seit einigen Jahren im Zentrum kontroverser Diskussionen. Auf der einen Seite heißt es, der Raum habe an Relevanz verloren und bilde nur noch eine *quantité négligeable* (Willke 2001). Angesichts der Entwicklung neuer Kommunikations- und Verkehrsmedien scheint die global vernetzte Welt enträumlicht zu sein. Auf der anderen Seite werden demgegenüber die „Grenzen der Enträumlichung“ (Ahrens 2001) hervorgehoben, und es wird auf die fortwährende Bedeutung des Raumes hingewiesen. Die damit einhergehende Akzentuierung räumlicher Figurationen führte zur Wiederentdeckung des Raumes im Zuge des *spatial turn*. Dabei entwickelten sich eine Reihe unterschiedlicher Raumvorstellungen und -bilder jenseits des lange Zeit dominanten Containerraum-Modells. Zu erinnern ist hierbei etwa an die Unterscheidung zwischen glatten und gekerbten Räumen (Deleuze/Guattari 1992), an Netzwerkräume (Castells 2003) oder an fluide Räume (Hetherington/Law 2000). Mit dieser vermehrten Beachtung des Raumes reagieren die Kultur- und Sozialwissenschaften auf die beklagte in ihren Disziplinen „Raumblindheit“ (Läpple 1991, 163).

Im Rahmen des neu erwachten Interesses am Raum gilt es, auch die räumlichen Bezüge des Sports im Allgemeinen und des Fußballs im Besonderen in den Blick zu nehmen. Dies trägt der Bedeutung des Fußballs als „rituelle[m] Gesellschaftstheater“ (Porschlegel 2002, 106) Rechnung. Vor diesem Hintergrund untersuchen wir im Folgenden die Bedeutung des Raumes im Fußballspiel, wobei wir nicht die Makroebene und damit die organisatorische Ebene des Fußballspiels betrachten werden, sondern uns vielmehr auf die Mikroebene und damit auf das Spielgeschehen konzentrieren. Wir gehen also den raumbezogenen Aspekten sozialer Prozesse am Beispiel des Fußballspiels nach. Somit wird die soziale Konstitution des Raumes im Bereich des Fußballs behandelt, wobei das Fußballspiel – dies sei als These vorangestellt – nicht nur eine Raumvorstellung hervorruft, son-

dern eine Vielzahl von Raumvorstellungen produziert und reproduziert, die zwischen territorialen und fließenden Raumvorstellungen oszillieren.

1 Territoriale Containerraumvorstellungen im Fußballspiel

Hinsichtlich der räumlichen Bezüge im Fußballspiel lässt sich zunächst behaupten, dass es in einem territorialen Container stattfindet: Es gibt ein genau bemessenes Spielfeld, das durch klare Außenlinien geodätisch fixiert und markiert ist. Weiterhin existiert eine binnenräumliche Gliederung, die durch klare territoriale Demarkationen Raumeinheiten wie Spielhälfte, Strafraum, Torlinie, Elfmeterpunkt oder Mittelkreis schafft. Auch die Verregelung des Fußballs baut zu guten Teilen auf dem Territorialprinzip auf. Verschiedene Raumeinheiten sind an genaue Regeln gebunden: Territoriale Grenzüberschreitungen, etwa wenn der Ball über die Seitenauslinie befördert wird, wenn ein Foul innerhalb des Strafraums passiert, wenn der Torwart im Torraum angegangen wird, haben direkte Konsequenzen zur Folge (Einwurf, Elfmeter, Freistoß etc.). Gerade der Begriff ‚Strafraum‘ verweist auf die territoriale Einheit, die mit eigenen Regeln und hohen Sanktionen ausgestattet ist.

Vor diesem Hintergrund imitiert der Fußball die politische Praxis des modernen, territorial definierten Flächenstaates. Wie das Fußballspiel so ist auch dieser zunächst durch Vorstellungen gekennzeichnet, die von der Einheit eines klar bemessenen Territoriums ausgehen, das durch Grenzziehungen, in denen sich die Staatlichkeit territorial manifestiert, definiert und durch Karten repräsentiert wird. Es geht um die Kontrolle eines klar fixierten Territoriums, die Aufrechterhaltung der beanspruchten Souveränität und die Durchsetzung des Gewaltmonopols. Schließlich ist die Durchsetzung und Verwirklichung von Normen, Werten und Rechtsvorstellungen an den territorial definierten Staat gebunden. Die Aufgabe der Politik besteht darin, diese Ansprüche nach innen wie nach außen durchzusetzen. Vor diesem Hintergrund lässt sich Fußball – hier auf der Mikroebene des Spiels selbst – als „Kunst des Regierens, des Gouvernements, der Beherrschung eines Territoriums und seiner Bevölkerung“ (Gebauer 2006, 18) charakterisieren.

Zudem wird bei territorialen Grenzüberschreitungen im Fußballspiel an eine genau bemessene Exaktheit appelliert. So setzen vor allem Fernseh wiederholungen von Zeitlupen Raum und Zeit in Beziehung und frieren eine Situation ein, die das bloße Auge in Echtzeit kaum wahrzunehmen vermag: Dies ruft Erinnerungen an das umstrittene und spielentscheidende Wembley-Tor im Endspiel der Weltmeisterschaft 1966 hervor, bei dem der Ball die Torlinie angeblich *nicht* vollständig überschritten hatte. Das nicht gewertete Tor im Achtelfinal-Spiel der Weltmeisterschaft 2010 zwischen Deutschland und England fachte die Diskussion um die Einführung des Videobeweises wieder an. Das gesamte Spiel scheint demnach territorial ausgerichtet zu sein, da der Erfolg davon abhängt, ob wenn der Ball in vollem Umfang die Torlinie überquert. So ist die Torlinie die entscheidende Grenze, die über Sieg und Niederlage entscheidet. Damit trifft die Territorialisierung des Spiels vor allem auf das Tor zu.

Mit der Einteilung von Binnenräumen im Fußball sind außerdem direkte Besitzvorstellungen und -ansprüche verbunden, die Idealvorstellungen von Territorialität zum Ausdruck bringen. So ‚gehört‘ jeweils einer Mannschaft eine Spielhälfte und diese ‚besitzt‘ einen ‚eigenen Strafraum‘ und ein ‚eigenes Gehäuse‘. Wenn es jedoch den Spielern einer Mannschaft erlaubt ist, die Hälfte und den Strafraum der anderen zu betreten, so ist es allein das Tor, das unabdingbar Eigentum einer Mannschaft ist und daher vom Torhüter – und nur von diesem – sogar mit den Händen verteidigt werden darf. Auffallend ist jedoch, dass das Tor – als einziges Territorium, zu dem im Spiel der gegnerischen Mannschaft der Zutritt verwehrt wird, – nicht nur am Rand, sondern gar außerhalb des rechteckigen Spielfelds liegt. Zugespielt lässt sich daher sagen, dass die vollkommene Territorialität – im Sinne des Eigentums von Raum – aus dem Spiel selbst verbannt, aber das Spiel dennoch gerade auf sie hin ausgerichtet ist. Der Gedanke territorialer Imagination manifestiert sich besonders am Tor. Diese Territorialität, die insbesondere dem Tor im Fußball zuwächst, drückt sich in seiner symbolischen Bedeutung aus. Wenn der Torschrei Millionen Zuschauerkehlen erfüllt, geht es um mehr als nur darum, dass eine Lederkugel über eine Kreidelinie rollt. Die Symbolik, die dem Tor als Raum innewohnt, fasst Gebauer folgendermaßen zusammen:

„Es besitzt einen eigenen Raum *hinter* dem Strich, der nicht zum bespielbaren Feld gehört; er ist das Innerste des Inneren, das *Allerheiligste*. Es bietet das Bild eines unbetretenen Rasens, der von einem Netz umspannt wird, ähnlich wie das umhüllte Innere eines Zeltes. Am Ende des Fußballfeldes liegt dieser fast privat und intim erscheinende Innenraum hinter der weißen Linie; vor ihm steht der Torhüter. Im funktionellen Ablauf des Spiels nimmt man diesen speziellen Raum kaum wahr, obwohl hier der Rasen dicht, saftig, von makellosem Grün ist; er bildet einen verwünschten Ort des Fußballfelds.“ (Gebauer 2006, 42)

Gebauers Hinweis auf das ‚*Allerheiligste*‘ zeigt, dass das Fußballfeld nicht nur als profanes Territorium, sondern darüber hinaus auch als sakrales Territorium, als heiliger Raum gilt, was sich auch an der Bezeichnung des Spielfeldes als ‚heiliger Rasen‘ verdeutlicht.

Dem Tor kommt in unterschiedlichen Raumbildern, zum Beispiel im Begriff „the castle“ (England), letztlich die Rolle des Hauses zu: „Als mythischer Ort ist das Haus Sitz der Familienehre, für welche die männlichen Mitglieder verantwortlich sind“ (Gebauer 2006, 44). Demnach bedeute die Versenkung des Balles im gegnerischen Tor, „... in das Haus des Gegners einzudringen“ (Gebauer 2006, 44). Ein geschossenes Tor verletzt eine Mannschaft, trifft sie im innersten Kern, führt ihr Versagen, ihre Wehrlosigkeit vor Augen. Das geschossene Tor stellt damit eine Raumnahme dar, die den territorialen Anspruch des Gegners vernichtet. In gleicher Weise sieht es eine Mannschaft bereits als Ehrverletzung an, wenn sich die gegnerische Mannschaft in der eigenen Spielhälfte ‚festsetzt‘ oder wenn sich der eigene Strafraum ‚im Belagerungszustand‘ befindet. Das eigene Tor ist daher ein Territorium, das unter allen Umständen zu verteidigen ist.

Aspekte wie diese evozieren den Gedanken an kriegerische Auseinandersetzungen;

ebenso wie im Fußball geht es im klassischen Krieg entweder um die Verteidigung des eigenen Territoriums oder um das Eindringen in das gegnerische Territorium. Begrifflich verweist dies etwa auf die dramatischen ‚Fußball-Schlachten‘, die sich zwei gegnerische Mannschaften auf dem Fußballfeld liefern. Als symbolischer Raum wird das Fußballfeld zum Kampffeld und zur Arena der Auseinandersetzung stilisiert, die sich bis zum Krieg steigern kann. Gerade im Vorfeld von Spielen zwischen rivalisierenden Nationen verabsolutiert sich diese gepflegte Feindschaft häufig zum Krieg. So warnt der ehemalige deutsche Nationaltorwart Sepp Maier, „... dass seit Jahren ... die Gefahr [besteht], dass Länderspiele als Ersatzkriege angesehen werden“ (Maier 2000, 24). So erklärte der ehemalige Trainer Portugals, Luiz Felipe Scolari, vor dem Spiel Portugal gegen Spanien, bei dem es um den Einzug ins Viertelfinale der Europameisterschaft 2000 ging: „Fußball ist Krieg, und im Krieg musst du töten, sonst töten sie dich. Wer jetzt noch dabei ist, das sind die Starken, die Krieger“ (zit. in Ingendaay 2006). Wenn das Fußballspiel an die klassische Kriegsführung erinnert, so hängt dies in erster Linie mit dem Raum zusammen, insofern sich Fußball als ein Kampf um Raum erweist:

„Fußball imitiert wie sein Cousin Rugby, mit dem er aufgewachsen ist, den Krieg. Kriege werden geführt – einmal abgesehen von allen vorgeschobenen Begründungen, will heißen Ausreden – um Raum zu gewinnen. Wer das Territorium des Gegners erobert, hat den Krieg gewonnen. Wer sein Land besetzt hat, ist Sieger. Der Ball im Tor des Gegners signalisiert die gelungene Landnahme: Alles, was auf dem Spielfeld während des vereinbarten Zeitrahmens von 90 Minuten passiert, dient allein der Eroberung fremden, beziehungsweise Verteidigung eigenen Territoriums. Die Spielregeln dienen ausschließlich dazu, die Bewegung im Raum zu strukturieren. Alles andere – Spielsysteme, Aufstellungen, Angriffs- und Verteidigungsstrategien – hat sich daraus entwickelt und nicht umgekehrt: Am Anfang war der Raum.“ (Kobenter 2008, 87)

Das Spielfeld erfährt somit eine territoriale Metamorphose und wird zum imaginären ‚Ersatz-Schlachtfeld‘, auf dem sich konkurrierende Heere mit eigenen Schlachtordnungen und Strategien gegenüberstehen.

Mit Blick auf den Raum legt die Kriegs-Metapher die Möglichkeit offen, stabile Raumgewinne zu erzielen und Räume zu organisieren. Während das Spielfeld und das Spiel einen stabilen Raum suggerieren, verhält es sich auf der Ebene des Fußballspiels jedoch insgesamt ambivalenter, auf welcher die fixierte Territorialität immer wieder in Frage gestellt und durchbrochen wird. Aus dieser Sicht gibt es den Raum als stabile und fixe Größe nicht; vielmehr kommen hierbei andere Raumvorstellungen zum Tragen, die letztlich den Gedanken fließender Räume evozieren, was wir im Folgenden betrachten wollen.

2 Die ‚Tiefe des Raumes‘

Die Bezogenheit auf den Raum zeigt sich im deutschen Fußball exemplarisch am so genannten *Ramba-Zamba*-Fußball, der den deutschen Fußball geradezu revolutionierte. Der

Begriff *Ramba-Zamba* beschreibt das Spiel der deutschen Mannschaft in den 1970er Jahren, das sich durch die Einführung des ‚doppelten Libero‘, den Franz Beckenbauer und Günter Netzer paradigmatisch verkörperten, veränderte. Gekennzeichnet war diese Spielweise durch temporäre Positionswechsel, die den alten deutschen Fußball vergessen ließen und sogar Bewunderung aus dem Ausland hervorriefen. Die Wirkung der deutschen Spielweise würdigend titelte der Londoner *Daily Mirror* anlässlich des Sieges der deutschen Nationalmannschaft über die Sowjetunion im Endspiel um die Europameisterschaft 1972 entsprechend: „Wunderbar! What great Germans“ (zit. in Schreiber 1972, 73). Hierin zeigte sich eine neue Auffassung des Spiels, das nicht mehr durch die traditionellen deutschen Tugenden wie Fleiß, Arbeit und Disziplin charakterisiert war. Der Blick auf das Fußballspiel war nunmehr nicht mehr nur zweckrational, insofern das Ergebnis im Vordergrund stand, sondern erhielt eine ästhetische Aufwertung, weil sich das Spiel durch lange Pässe und das Flügelspiel belebte. Insgesamt war die Spielweise des *Ramba-Zamba* Fußballs auf den Raum hin ausgerichtet.

Günter Netzers Spiel ‚aus der Tiefe des Raumes‘, wie es der FAZ-Feuilletonist und Bielefelder Literaturprofessor Karl Heinz Bohrer (1974, 89) anlässlich des ersten Sieges der deutschen Nationalmannschaft im Londoner Wembley-Stadion im Jahre 1972 gegen Großbritannien beschrieb, erfasst dieses Verständnis vortrefflich. In diesem neuen Verständnis des Fußballspiels geht es darum, nicht nur dem Ball und dem Gegner hinterherzulaufen, sondern die zur Verfügung stehende Ressource ‚Raum‘ vollends auszuschöpfen. Dies war das Neue an der deutschen Spielanlage, wie Netzer sie repräsentierte, denn mit ihm „kam ein Spieler aus der Tiefe des Raumes, vorher wusste man gar nicht, dass es die Tiefe des Raumes überhaupt gab“ (Horeni 2010). Somit verräumlichte Günter Netzer das deutsche Fußballspiel:

„Netzer spielte nicht einfach auf den Mann, sondern zwang seine Mitspieler zu räumlichem Verhalten, spielte aus dem Raum in den Raum und schaffte damit Konstellationen, die den manfixierten Gegner verwirrten, aus der gewohnten Deckungsrolle fallen ließen“ (Reutlinger/Böhnisch 2008, 208).

Netzer gelang es, lange und präzise Pässe über das gesamte Spielfeld zu schlagen. Er fasst die räumlichen Aspekte seiner Spielweise folgendermaßen zusammen: „Meine Aufgabe war es, den Ball steil nach vorne zu spielen, irgendwo hinein ins Nichts des freien Raumes, wo er sich hätte verlieren können – aber das tat er selten, weil Jupp, Herbert oder Ulrik im Nichts des Raumes warteten“ (Netzer 2005, 61-62). Netzer übertrug die raumbezogene Interaktion auf das Fußballspiel. In seiner Spielanlage war Netzer ein Spieler, der die „Überwindung des Raums, die Herrschaft über die Flugbahnen des Balls und die Koordination mit den scheinbar unvorhersehbaren Bewegungen der Mitspieler“ (Rauscher 2004, 33) perfektionierte und dadurch einen anderen und, im Vergleich zu dem, wie vorher und später gespielt wurde, ästhetischeren deutschen Fußball repräsentierte.

Netzers Spielpraxis kennzeichnete sich durch Raumüberwindung. Aus der ‚Tiefe des Raumes‘ zu kommen, bedeutet, die Ressource Raum überhaupt zu erschließen. Dieser

Raum existiert dabei allerdings nicht ‚an sich‘, beziehungsweise in einer präfigurierten Form. Vielmehr produziert die die praktizierte Spielweise einen Raum. Ein Spieler wie Netzer konnte aus der ‚Tiefe des Raumes‘ spielen, weil dessen Gegner zumeist auf Mann-deckung ausgerichtet waren. Daraus ergaben sich die freien Räume, über die Netzer lange und präzise Pässe schlagen und dadurch seine Mitspieler in Aktion setzen konnte.

3 Fließende Räume im Fußballspiel

Während die Deutschen den Fußball mit dem *Ramba-Zamba* Spiel veränderten, revolutionierte der niederländische Trainer Rinus Michels den modernen Fußball schlechthin, indem er den *totaal voetbal* erfand – eine neue Spielweise, die sich vor allem von der auf die Abwehr konzentrierten Spielweise der Italiener, dem *catenaccio*, distanzierte. Zwar kam der Begriff des *totaal voetbal* erst nach der Weltmeisterschaft 1974 auf, jedoch dominierte diese Spielart den niederländischen Fußball schon in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre. Michels setzte auf ein Offensivspiel, das Spieler trugen, die potentiell jederzeit ihre Positionen miteinander tauschten. So wurden Stürmer zu Verteidigern, defensiv ausgerichtete Spieler nahmen die Rolle von Außenläufern an und Mittelfeldakteure schlüpfen in die Position von Angreifern. Die dahinter stehende Idee des *totaal voetbal* basierte auf der Theorie vom flexiblen oder variablen Raum. Obwohl das Spielfeld vordergründig den Charakter eines fixierten Territoriums aufweist, sollte das Spielfeld durch die Laufwege der Spieler vergrößert oder verkleinert werden. Der Raum des Fußballfeldes wurde auf diese Weise zu einer verfügbaren Ressource, die sich durch Interaktion veränderte: So galt es im Angriff, den Raum zu vergrößern, indem die Mannschaft das Spiel auf die Außenflügel verlagerte und in die Breite zog. Sobald sich die Mannschaft jedoch in der Defensive befand, verkleinerte sie das Feld beziehungsweise den Raum für die angreifende Mannschaft, also machte diesen eng. Dazu diente das Pressing, für welches die Verteidigung etwa zehn Meter hinter der Mittel-linie einsetzte. Darüber hinaus wurde in der Defensive versucht, die angreifende Mannschaft in die Abseitsfalle zu locken. Durch die Laufwege und die Bewegungsabläufe der Spieler ließ sich ein Spielfeld vergrößern oder verkleinern. *Totaal voetbal* erforderte intelligente und kommunikationsfähige Spieler. Im Hinblick auf die Bedeutung des Raumes stellte Ruud Krol, der in den frühen 1970er Jahren zu den Leistungsträgern bei Ajax Amsterdam zählte, fest:

„Wir unterhielten uns über den ‚Raum‘ stets in praktischer Weise. Wenn wir verteidigten, hatten die Lücken zwischen uns sehr klein zu sein. Griffen wir an, strömten wir aus und nutzten die Flügel. Unser System war auch eine Lösung für ein physisches Problem“ (zit. in Schulze-Marmeling 2010, 87).

Diese Spielweise über den Raum war nicht nur ästhetisch, sondern schonte zudem die Physis der Spieler, da diese nicht mehr vor allem große Laufwege zurücklegen mussten, sondern das gezielte Passspiel den Verlauf des Spiels bestimmte.

Während Rinus Michels als Vater von *totaal voetbal* anzusehen ist, so war Johan Cruyff als Spieler dessen Vollender. Der durch die Schule von Michels gegangene nieder-

ländische Spieler, der bei Ajax Amsterdam groß geworden war und später zum FC Barcelona wechselte, übertrug die strategischen Maßgaben seines Lehrers auf das Spielfeld. In besonders genialer Weise repräsentiert Johan Cruyff diese auf den Raum bezogene Spielweise. Cruyff war fußballerischer „... Landschaftsarchitekt, der genauer sieht als andere, welche Linien sich auf Öffnung zum gegnerischen Tor am besten ziehen lassen“ (Theweleit 2004, 90). Das Mittelfeld bildete dabei den Ausgangspunkt:

„Denn das Schwergewicht seiner Arbeit legt Cruyff stets ins Mittelfeld, dort versieht er seine Mannschaft mit Impulsen, dort bereitet er seine eigenen Attacken vor, und am gefährlichsten für den Gegner wird er nur, wenn er aus der Tiefe des Mittelfeldes zum Tor vordringt. Er pendelt sozusagen zwischen der eigenen Hälfte und dem Strafraum des Gegners, er läßt sich stets an der Mittellinie anspielen, er befindet sich selten vor dem gegnerischen Tor, um dort auf das Vordringen seiner Mitspieler zu warten.“ (Schröder 1974, 36)

David Winner (2001) argumentiert gar, dass sich die Abstraktion des Raumes, wie sie sich in den Niederlanden in der künstlichen, auf Regelmäßigkeit und Viereckigkeit angelegten Raumordnung (Deich, Polder, schnurgerade Straßen etc.) wie auch in der Kunst (Mondrian) niederschlägt, auf den Fußball, wie ihn Cruyff spielte, übertragen hat. Bezeichnenderweise urteilt der Journalist Peter Körte über den holländischen Trainer Louis van Gaal, er gebe „... sich als später Erbe seines Landsmanns Piet Mondrian, wenn er das Spielfeld in 18 Rechtecke einteilt, in denen jeder Spieler seine Aufgabe zu erfüllen hat, und wenn er die Rechtecke mit der Bildung immer neuer Spieler-Dreiecke kombiniert, weil sich so die Zahl der Abspielmöglichkeiten erhöht“ (Körte 2010). Das nationale Raumverständnis der Niederlande, das wie in keinem anderen Land durch die effiziente Ausnutzung der Ressource Raum geprägt ist, drückt sich damit in der Weise des Fußballspiels aus. Die Viererabwehrkette, welche die Niederländer einführten, ist „... nichts anderes als eine Linie über das ganze Spielfeld von Seitenlinie zu Seitenlinie, die den für das Spiel zur Verfügung stehenden Raum radikal verkleinert“ (Theweleit 2004, 89).

Diese auf fluide Räume bezogene Spielweise setzte sich seit den 1970er Jahren sukzessive im internationalen Fußball durch. Seitdem geht es darum, ‚Räume eng‘ zu machen und ‚den Ball in den eigenen Reihen zu halten‘. Dahinter drückt sich gleichsam ein Interventionsverbot aus: Es ist nicht erwünscht, dass der Gegner in den eigenen Raum und damit in die Souveränität der in der Defensive befindlichen Mannschaft eingreift. In ähnlicher Weise geht es im Offensivfußball darum, den Raum ‚voll auszuschöpfen‘, ‚über die Flügel zu spielen‘, ‚weite Räume zu schaffen‘, ‚Räume zu öffnen‘ und ‚Laufwege aufeinander abzustimmen‘. Entsprechend gewannen geometrische Figuren wie ‚Viererkette‘ oder ‚Raute‘, welche die Vorstellung der Raumbeherrschung zum Ausdruck bringen, an Bedeutung.

Im Unterschied zum Spiel des Raumüberwinders Netzer zielt der *totaal voetbal* nicht darauf ab, den Raum zu überwinden. Vielmehr steht das Kreieren von Räumen im Mittelpunkt der Spielweise. Raum muss permanent erschaffen werden, was mit der Idee „eines dynamischen Handlungsraums“ (Gebauer 2006, 18-19) korrespondiert. Auch in diesem

Sinne stellt der Raum keine vorgegebene Größe dar, sondern er bildet eine Ressource, die immer wieder aus der Dynamik des Spielverlaufs gebildet wird. Das Ziel ist nicht die Überwindung des Raumes, sondern die Eroberung im Sinne einer „production d’espace“ (Lefebvre 1974) aus dem Spiel heraus.

Die von Cruyff exerzierte Spielweise des *totaal voetbal* spiegelt sich gegenwärtig vor allem im Spiel des FC Barcelona und der spanischen Nationalmannschaft wider, während das Spiel der Niederlande mitunter als „Fußball total minimal“ (FAZ 2010, 21) qualifiziert wird. Das so genannte *Tiqui-Taca* Spiel der Spanier zeichnet sich vor allem durch ein schnelles Kurzpassspiel aus, wobei der „schier endlose“ (Eichler 2010, 34) Ballbesitz im Mittelpunkt der strategischen Ausrichtung steht. Die Spieler berühren dabei den Ball nur einmal und leiten ihn anschließend sofort an die Mitspieler weiter. Das Ziel besteht darin, den Ball durch präzise Kurzpasskombinationen im Mittelfeld möglichst lange in den eigenen Reihen zu halten und die gegnerische Mannschaft zu zwingen, dem Ball hinterherzulaufen. Der Trainer der spanischen Nationalmannschaft, Vicente del Bosque, fasste nach dem Sieg über die deutsche Mannschaft im Halbfinale der Weltmeisterschaft 2010 das Rezept für ein erfolgreiches Fußballspiel wie folgt zusammen: „Die beste Art, Fußball zu spielen ist, den Ball zu erobern, ihn zu behalten und möglichst nicht mehr herzugeben“ (zit. in Zorn 2010c, 32). Dadurch eröffnen sich Gelegenheiten für schnelle Pässe in die Spitze und letztlich Tormöglichkeiten. Diese Aufbau des Fußballspiels hat etwas Fließendes, wenn beispielsweise der „meist perlende Fluss des spanischen ‚tiki-taka‘-Kurzpassspiels und One-Touch-Fußballs“ (Zorn 2010a, 25) betont wird. Mit Blick auf das den Gegner verwirrende Kurzpassspiel kommt Andrés Iniesta eine herausragende Rolle zu, da er – so Ronald Reng – „die Idee vom Perpetuum mobile der Pässe“ (Reng 2009) verkörpere. Roland Zorn sieht in Iniesta das „Herz des spanischen Kurzpass-Spiels“ und erkennt in ihm einen Spieler, der „sieht, wann und wohin er den Ball abspielen muss, [der] dribbelt, wenn er damit Löcher reißen kann, [der] schießt, wenn sich eine Lücke auftut“ (Zorn 2010b).

Diese Bemühungen um permanente Raumkontrolle durch das Kurzpassspiel relativiert jedoch der Ball. Zwar führt die flüchtige Flugbahn des Balles zur räumlichen Verbindung zwischen den Mitspielern, kommt der Ball jedoch beim Mitspieler an, ist dies weder eine territoriale Kontrolle noch ein Raumgewinn, da ein Ball- und kein Raumbesitz besteht. Verliert nämlich derselbe Spieler den Ball im gegnerischen Strafraum, kann ein erfolgreich abgeschlossener Konter des Gegners den vermeintlichen Raumgewinn sofort wieder zunichtemachen. So hebt die Bewegung des Balles sämtliche Territorialisierungsbemühungen auf. Der Ball verbindet in linearen oder gekurvten Bewegungen und in Echtzeit verschiedene Spielerstationen, bis er im Tor beziehungsweise beim Gegner, im Aus oder im Abseits landet. Er benötigt damit keine territoriale Kontrolle, sondern nur eine punktuelle. Dadurch wird die Geometrie eines Johann Cruyff, den der britische Times-Journalist David Miller zum „Pythagoras in Fußballschuhen“ (zit. in Schulze-Marmeling 2010, 88) kürte, von Netzwerkverschiebungen überlagert. Die Digitalisierung der Gesellschaft durch Computer, Internet und neue Unternehmenskultur findet sich somit im Raumverständnis des Fußball-

spiels wieder. Der Ball wird über das spielerische Netzwerk einer Mannschaft in die imaginäre Territorialität des Gegners hineingetragen: „Die schnellen Ballstafetten des modernen Spiels zeichnen keine geometrischen Formen, sondern Netzformen übers Feld“ (Theweleit 2004, 152). Das geschossene Tor – als Vollendung der Spielzüge – zerstört letztlich die territorialen Imaginationen des Gegners vollends. Deshalb ist der Ball der ewige Feind, ja der Zerstörer vermeintlicher Raumbeherrschung.

Trotz der immer wiederkehrenden Bedeutung des Raumes im Fußballspiel bleibt der Raum also eine unkontrollierbare Größe. Die Kontrolle des Balls ist nur in einem sehr geringen Maß gegeben, so dass sich die Spielsituation immer auch durch ein hohes Maß an Kontingenz auszeichnet. Dies liegt zum einen am Ball selbst, der nur schwer zu kontrollieren ist. Die Diskussion um den flatterhaften *Jabulani*, den offiziellen Spielball der Weltmeisterschaft in Südafrika hat diese Problematik erneut gezeigt. Zum anderen ist hervorzuheben, dass im Unterschied zu Spielarten, in denen es erlaubt ist, den Ball mit der Hand zu spielen, sich das Fußballspiel auf den ungelentken Fuß konzentriert. So verhindert die begrenzte Kontrollierbarkeit des Balles durch den Fuß die Etablierung von festen Territorien und macht stabile Raumgewinne unmöglich. Mit anderen Worten: Das Spiel ist durch seine Regeln so angelegt, dass es eine Mannschaft nicht vermag, eine Territorialisierung auf dem Spielfeld herzustellen. Der Raum fließt und lässt sich nicht kontrollieren.

4 Schluss

Angesichts der vorangehenden Darstellung erweist es sich als voreilig, den Raum zu verabschieden. Am Beispiel des Fußballs zeigt sich, wie sozial-spielerische Bezüge verräumlicht werden. Die Produktion und Reproduktion von Raum sind im Fußballspiel allgegenwärtig. Dabei ist entscheidend, dass es nicht nur einen Raum, sondern eine Diversifizierung von Raumvorstellungen und räumlichen Strukturen gibt (Jessop et al. 2008). Demnach lösen sich unterschiedliche Raumbilder, Raumkonzepte und Raumauffassungen nicht mehr nacheinander ab, sondern bestehen nebeneinander. Das Fußballspiel operiert mit einer Reihe von Raumbildern, so dass man im Zusammenhang mit dem Fußball von pluralen Raumvorstellungen ausgehen muss. Auch deshalb ist Fußball ein „Realitätsmodell“ (Theweleit 2004). So spiegelt sich im Fußballspiel auf der Mikroebene gesellschaftliches Handeln wider, was auch auf der gesellschaftlichen Makroebene relevant ist.

5 Literatur

- Ahrens, Daniela 2001: Grenzen der Enträumlichung. Weltstädte, Cyberspace und transnationale Räume in der globalisierten Moderne. Opladen.
- Bohrer, Karl Heinz 1974: Wembley. Nachruf auf die schönen Verlierer. In: Ludwig Harig, Dieter Kühn (Hg.): Netzer kam aus der Tiefe des Raumes. Notwendige Beiträge zur Fußball-Weltmeisterschaft. München. S. 88-92.
- Castells, Manuel 2003: Das Informationszeitalter. Bd. III: Jahrtausendwende. Wiesbaden.

- Deleuze, Gilles, Guattari, Félix 1992: Tausend Plateaus. Berlin.
- Eichler, Christian 2010: Wie ein langweiliger Matador. In: FAZ, 01.07.2010. S. 34.
- FAZ 2010: Fußball total minimal. In: FAZ, 21.06.2010. S. 21.
- Gebauer, Gunter 2006: Poetik des Fußballs. Frankfurt/M., New York.
- Hetherington, Kevin, John Law 2000: After networks. In: Environment and Planning D: Society and Space 26. S. 127-132.
- Horeni, Michael 2010: Louis van Löw. In: FAZ, 15. 06.2010. S. 27.
- Ingendaay, Paul 2006: Die Stunde der Krieger – das Prinzip Scolari. In: FAZ 05.07.2006. Abrufbar unter <http://www.faz.net/s/Rub47986C2FBFBD461B8A2C1EC681AD639D/Doc~E340F2AFABE604B44A867E3FCD264FB9B~ATpl~Ecommon~Scontent.html>. (Letzter Zugriff: 18.06.2010).
- Jessop, Bob, Neil Brenner, Martin Jones 2008: Theorizing sociospatial relations. In: Environment and Planning D: Society and Space 26 (3), S. 389-401.
- Kobenter, Samo 2008: Aus der Tiefe des Raumes. In: Samo Kobenter, Peter Plener (Hg.): Seitenwechsel. Geschichten vom Fußball. Wien. S. 87-98.
- Körte, Peter 2010: Das schöne Spiel. In: FAZ, 08.06.2010. Abrufbar unter <http://www.faz.net/s/Rub4C4B7ADA00364799BFCBB7117A7BDC23/Doc~ECDA465945B2B4F5BB2B229B904481CAB~ATpl~Ecommon~Scontent.html>. (Letzter Zugriff: 12.09.2010).
- Läpple, Dieter 1991: Essay über den Raum. In: Hartmut Häußermann et al. (Hg.): Stadt und Raum. Soziologische Analysen. Pfaffenweiler. S. 157-207.
- Lefebvre, Henri 1974: La production de l'espace. Paris.
- Maier, Sepp 2000: Wer mit dem Ball tanzt. Hamburg.
- Netzer, Günter 2005: Aus der Tiefe des Raumes. Mein Leben. Reinbek.
- Pornschlegel, Clemens 2002: Wie kommt die Nation an den Ball? Bemerkungen zur identifikatorischen Funktion des Fußballs. In: Martinez Matias (Hg.): Warum Fußball? Kulturwissenschaftliche Beschreibungen eines Sports. Bielefeld. S. 103-111.
- Rauscher, Josef 2004: Zur Dialektik von Ball und Kopf. In: Andreas Hütig, Johannes Marx (Hg.): Abseits denken. Fußball in Kultur, Philosophie und Wissenschaft. Kassel. S. 24-35.
- Reng, Ronald 2009: Messi macht glücklich. In: Berliner Zeitung, 02.12.2009. Abrufbar unter <http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2009/1202/sport/0021/index.html> (Letzter Zugriff: 12.09.2010).
- Schreiber, Hermann 1972: „Nur die Angst, nicht mehr zu spielen“. In: Der Spiegel, 03.07.1972. S. 73-75.
- Schröder, Ulfert 1974: Die Johan-Cruyff-Story. München.
- Schulze-Marmeling, Dietrich 2010: Barça oder: Die Kunst des schönen Spiels. Göttingen.
- Theweleit, Klaus 2004: Das Tor zur Welt. Fußball als Realitätsmodell. Köln.
- Willke, Helmut 2001: Atopia. Studien zur atopischen Gesellschaft. Frankfurt/M.
- Winner, David 2001: Brilliant Orange. The Neurotic Genius of Dutch Football. London.

Zorn, Roland 2010a: Der spanische Lokführer. In: FAZ, 10.07.2010. S. 25.

Zorn, Roland 2010b: Die Magie des Unvorhersehbaren. In: FAZ, 07.07.2010. S. 32.

Zorn, Roland 2010c: Ein Lehrstück, aber die Krönung steht noch aus. In: FAZ, 09.07.2010.
S. 28

Wolfgang Aschauer ■

Fußball und Landeskunde – das Beispiel des Budapester Fußballklubs FTC

Auch wenn immer wieder betont wird, wie wichtig Sport für zahlreiche Aspekte eines gesunden Lebens ist, dürfte die körperliche Seite des Sports nur einen kleinen Teil der gesellschaftlichen Bedeutung einzelner Sportarten ausmachen. Von zumindest ähnlicher Relevanz sind sicherlich ökonomische Effekte, die Funktion als Distinktionsmittel und -anzeiger, die Rolle als nationales Einheitssymbol, eskapistischer Trostspender, Element von Event- und Freizeitkultur und vieles andere mehr. Nicht zuletzt kann auch das Verhältnis von Politik und Sport von besonderem Interesse sein; dies gilt vor allem dann, wenn es sich um eine Sportart von hoher Popularität – gemessen an den aktiv Sporttreibenden oder an der Anzahl von Zuschauern – handelt.

Als Beispiel hierfür kann in vielen Ländern der Fußball dienen, und zwar sowohl von Seiten der Politik als auch von Seiten des Fußballs. Für ersteren Aspekt stehen Politiker, die sich die Popularität des Fußballs für ihre (in erster Linie Wahlkampf-)Zwecke zunutze machen wollen, indem sie an größeren Veranstaltungen medienwirksam teilnehmen (unvergessen etwa das telegene Mitfiebern der Bundeskanzlerin bei den WM-Spielen der deutschen Nationalmannschaft 2006) oder selbst als Sportunternehmer auftreten (z. B. der italienische Ministerpräsident als Eigentümer des AC Mailand). Für den zweiten Aspekt steht vor allem die politische Selbstverortung und Zwecksetzung der Sportart; im (deutschen) Fußball dominiert aktuell die Selbstzuschreibung als Träger und Instrument von Integration und Antirassismus (vgl. DFB 2008; Neckel/Soeffner 2008).

Aus landeskundlicher Perspektive ist das Verhältnis von Politik und Fußball insbesondere dann von Interesse, wenn auf beiden Seiten dieselbe Narration dieses Verhältnisses existiert, d. h. wenn die Politik dem Fußball dieselbe Rolle zuschreibt wie der Fußball sich selbst, er für sich also eine (sozial-)politische Funktion definiert. In diesem Fall ist von gesellschaftlicher Zentralität der jeweiligen Funktion auszugehen, verweist die Narration auf den hohen gesellschaftlichen Stellenwert dieses Themas.

Dass hier von landeskundlicher Perspektive gesprochen werden kann, folgt aus dem Umstand, dass sich die jeweiligen Narrationen in einzelnen Ländern ganz unterschiedlich gestalten (können). Dies zeigte sich im Mai 2010, als anlässlich des Fußballspiels Ungarn-Deutschland in Budapest Vertreter des DFB und des Bundestages einen Solidaritätsbesuch in dem von Morden an ungarischen Roma erschütterten Dorf Tatárszentgyörgy abstatteten

und dort Fußballausrüstungen überreichten – ganz im Sinne der (vom DFB fälschlicherweise als universell angenommenen) Narration, dass Fußball ethnische Spannungen reduzieren und Integration fördern könne. Dass diese Narration gerade nicht universell, sondern länderspezifisch ist, erfuhren die Besucher sehr unmittelbar, als der ungarische Fußballverband sich weigerte, an diesem Besuch teilzunehmen – dies mit der Argumentation, man sei ethnisch neutral.

Wenn im folgenden die gesellschaftlich dominante Narration im ungarischen Fußball dargestellt werden soll, geschieht dies unter folgenden Voraussetzungen:

– Der Darstellung soll ein Diskurs-Begriff zugrunde gelegt werden, wie er – aufbauend auf Foucault – von der „Kritischen Diskursanalyse“ verwendet wird (vgl. etwa Jäger 2001): Danach sind Diskurse in Worten, aber auch in Artefakten manifeste Weltbilder, die als handlungsleitend verstanden werden. Diese Diskurse konstruieren „die Welt“ und realisieren sich explizit innerhalb gesellschaftlicher Machtbeziehungen, d. h. fungieren entweder als herrschende Diskurse, die gesellschaftliche Herrschaftsbeziehungen begründen und absichern, oder als oppositionelle Diskurse, in denen die herrschenden Diskurse nicht nur argumentativ, sondern gerade auch praktisch-politisch herausgefordert werden.

– Obwohl es innerhalb eines Diskurses gut identifizierbare Akteure gibt, ist das Handeln der einzelnen Personen oder Organisationen nicht auf diesen Diskurs zu reduzieren. Die Akteure können an verschiedenen Diskursen teilnehmen, ohne dass ein bestimmter Diskurs beeinträchtigt wird. Insofern ist der Bedeutung eines Diskurses nur eingeschränkt dadurch gerecht zu werden, dass die *Motive* etc. der Akteure betrachtet werden, vielmehr muss es darum gehen, die *Funktion* des Diskurses innerhalb der gesellschaftlichen (Herrschafts)Beziehungen zu untersuchen.

– Für das ungarische Beispiel ist vorwegzuschicken, dass die wesentlichen Akteure auf Seiten des Fußballs nur randlich im Verband und noch viel weniger in den einzelnen Vereinen zu finden sind. Bei den Vereinen ist hierfür zumeist die stark wechselnde, von manchmal dubiosen Investoren eingesetzte Vereinsführung verantwortlich, die kaum eigene diskursive Akzente setzt. Der Verband wiederum steht zwischen den narrativen Vorgaben des internationalen Fußballverbandes (FIFA), der sich als Vorkämpfer des Antirassismus präsentiert (vgl. die Kampagne während der WM 2006) und den nationalen Diskursen, die hiermit kaum kompatibel sind.¹ Daher artikuliert sich der hier zu analysierende Diskurs vorrangig in der sog. Fan-*kultur*, in der ein politischer Diskurs artikuliert wird, der auf der politischen Ebene seine Entsprechung findet, wo die Fußballfans wiederum als Vertreter des gesamtgesellschaftlichen Diskurses verstanden und akzeptiert werden.

– Idealtypische Vertreter dieses Diskurses finden sich im Umfeld des Budapestervereins Ferencvárosi Torna Club (FTC), alltagssprachlich auch Fradi genannt. Fradi gilt heute als *der* ungarische Fußballverein, er ist der national und international erfolgreichste ungarische Verein, er gewann unter anderem 28 nationale Meisterschaft-

ten und 1964/65 den Messepokal, den Vorläufer der heutigen Europa-Liga, zudem stammt aus seinen Reihen mit Flórián Albert der bis heute einzige Ungar, der zu Europas Fußballer des Jahres gewählt wurde (1967). Insofern ist es nur wenig übertrieben, wenn der ungarische Essayist und Romancier Péter Eszterházy schreibt: „Ich habe gelernt, dass die Welt so eingerichtet ist, dass der Mensch Fradi-Fan ist. Ein ordentlicher Ungar ist Fradi-Fan. Oder noch einfacher: Der Mensch ist Fradi-Anhänger ebenso wie die Sonne scheint oder das Gras wächst.“ (Esterházy 2006, S. 11)²

Offensichtlich – so deutet das Zitat an – repräsentiert Fradi irgendetwas, ist Fradi irgendwie Ungarn, oder Ungarn Fradi. Es ist sicherlich nicht von der Hand zu weisen, dass Fradi der bei weitem populärste Fußballverein Ungarns ist. Er ist der einzige Verein, der schon Gegenstand von Parlamentsdebatten war, er ist der einzige Verein, über den Bücher geschrieben werden, er ist der einzige Verein, dessen Fanklubs nicht nur eigene Webseiten, sondern sogar ein eigenes Webportal (betrieben vom Verband der Fradi-Fanklubs mit Links zu den einzelnen Fangruppen) haben, und er ist der einzige Verein, der auf der Ebene der Fans mit vielen anderen gesellschaftlichen Akteuren verbunden ist.³ Woher kommt diese Bedeutung? Und welche Beziehung von Fußball und Politik wird durch Fradi sowohl öffentlich wahrnehmbar als auch weiter vorangetrieben? Diese Fragen sollen in drei Schritten beantwortet werden: Zunächst soll der Fradi-Diskurs, wie er von den Anhängern des Vereins gepflegt wird, analysiert werden; dieser Diskurs soll in einem zweiten Schritt auf seine Verankerung in der ungarischen Gesellschaft hin diskutiert werden, um schließlich die praktisch-politische Verbindung zwischen den Fradi-Anhängern und politischen Akteuren darzustellen.

In einem ersten Schritt soll ein Aufsatz aus der Fradi-Fanszene interpretiert werden, der sich über „Fradismus und Ungarnbewusstsein“ (Sonny 2008) auslässt. Zunächst geht der Aufsatz auf einzelne Elemente des Symbolvorrats von Fradi ein. Er weist darauf hin, dass ein Symbol von Fradi das (grüne) Herz sei und fährt fort: „Wenn wir das alles auch auf der Ebene des Ungarntums betrachten, sehen wir, dass es auch für unser Volk, für unsere Vorfahren charakteristisch war, dass sie mit Herz und Mut kämpften. Oft verdankten sie diesem den Sieg, in anderen Fällen scheiterten sie zwar trotz diesem, aber sie blieben in der Erinnerung der Nachwelt Helden. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit möchte ich einige Beispiele anführen: den heldenhaften Kampf der Verteidiger von Eger 1552 ... ‘Das Herz möge auswechseln, wer die Heimat wechselt.’, sagt der Dichter Mihály Tompa. Und auch hier, in diesem Satz verbinden sich Fradismus und Ungarnbewusstsein: die Fradi-Anhänger hängen an ihrem Klub, weil man das Fradi-Herz nicht für etwas anderes tauschen kann; und sie hängen auch an ihrer Heimat – wenn es auch das Leben so bringt, dass sie fern von Ungarn leben müssen, so bewahren sie doch in ihrem Herzen ihr Ungarntum.“⁴ Folgende Elemente des Zusammenhangs von Fradi und Ungarntum werden hier erwähnt: das Herz als emotional aufgeladenes Symbol, das Heldentum, die Geschichte, die Heimat und – natürlich – das Ungarsein.

Das zweite Symbol ist das (grüne) Blut, das als Symbol des Zusammenhalts imaginiert wird, als „Symbol der unauflösbaren Verbindung, das wir zum Beispiel auch dann betonen, wenn wir einen Ausdruck benutzen wie ‘Árpáds Blut kreist in unseren Adern’“.⁵ Das dritte Symbol ist der Adler, der wieder sein Gegenstück im Ungarntum findet: „Der Turul-Vogel, eine der zentralen Gestalten der nationalen Mythologie, erscheint auch in der Symbolordnung des volkstümlichsten ungarischen Klubs.“⁶

Neben der Parallelität von Fradi und Ungarntum auf der Ebene der Symbole thematisiert der Aufsatz die Identität von Fradi und Ungarntum auf der Ebene der Religion: „... der Klub und auch die Fans hängen an der christlichen Werteordnung, die auch in der tausendjährigen Geschichte Ungarns eine so wichtige Rolle spielte, dies bildet einen weiteren Anknüpfungspunkt zwischen Fradismus und Ungarntumbewusstsein.“⁷

Eine zweite Form der Wertorientierung ist die sog. „Moral des Dennoch“. Diese drückt sich – so der Artikel – in der Fan-Parole „Wir werden auch dann Meister, wenn die ganze Welt gegen uns ist“ aus. Diese Dennoch-Moral „ist als Kampf eines isolierten, einsamen Kämpfers in zahlreichen Anlässen auch in der Geschichte des ungarischen Volkes auffindbar. Dieses durchlebten unsere Vorfahren in den Kämpfen gegen die Türken, im Freiheitskampf unter Rákóczi, im 1848/49er Freiheitskampf, zur Zeit von Trianon [dem Friedensvertrag von 1920, durch den Ungarn zahlreiche Gebiete verlor und von „Großungarn“ zu „Rumpfungarn“ wurde] und sogar 1956.“⁸ Die Fradi-Anhänger sehen sich demnach in einer Tradition von ungarischen Freiheitskämpfern. Insofern, und im weiteren Artikel auch explizit formuliert, ist Fradi die Mannschaft der Nation, vertritt und symbolisiert sie.

Ein letzter Punkt aus dem Aufsatz soll dies noch einmal illustrieren. Der Autor legt großen Wert darauf zu erwähnen, dass Fradi auch beim „Ungarntum der abgetrennten Gebiete“, d. h. bei den Ungarn in den Nachbarländern eine große Anhängerschaft hat. Die Frage nach dem Warum wird folgendermaßen beantwortet: „weil sie [die Auslandsungarn], indem sie Fans von Fradi sind, die Verbindung mit ihren ungarischen Wurzeln finden, und weil Fradi die Verlässlichkeit, in der sie leben, verkörpert.“⁹

Über die in diesem Artikel artikulierten Aspekte hinaus ist für den Binnen-Diskurs der Fradi-Anhänger noch ein weiterer Punkt charakteristisch: der aggressive Antisemitismus, Antiziganismus und Rassismus. Dies äußerte sich nicht nur in einem europaweit als Skandal empfundenen Auftreten von Fradi-Fans bei einem Spiel gegen Ajax Amsterdam 1995, sondern vor allem in der allwöchentlichen Konfrontation mit dem Erstligisten MTK Hungária Budapest, der als Juden-Verein bezeichnet wird. Fradi-Fans entwickelten vielfältige Strategien, um trotz polizeilicher Verbote antisemitische Beschimpfungen artikulieren zu können. So wurden etwa Transparente am Körper ins Stadion geschmuggelt und erst auf den Rängen entfaltet; dann konnte man etwa lesen: „Die Züge rollen aus der Stadt und fahren nach Auschwitz“. Zu den beliebtesten Liedern und Schlachtgesängen gehörten Rufe wie „Drecksjuden, Drecksjuden, Gaskammern, Gaskammern“ oder der Refrain „Seife, Knochen“. In den 1990er-Jahren war zeitweise auch beliebt, Tore mit dem Hitlergruß zu feiern. (Foer 2006: 97 f.)

Selbstverständlich kann aus dem Binnen-Diskurs von Fußballfans nicht auf dessen gesellschaftliche Relevanz geschlossen werden; es könnte sich hier auch um das Selbstbild einer kleinen, marginalen Gruppe handeln. Deshalb soll in einem zweiten Schritt einige Angaben dazu gemacht werden, inwieweit der angeführte Diskurs von größerer gesellschaftlicher Bedeutung ist. Dies soll zum einen dadurch geschehen, dass das engere diskursive Umfeld von Fradi betrachtet wird, und zum anderen durch einen Blick auf gesamtgesellschaftliche Diskurse.

Als Ausgangspunkt der Darstellung der diskursiven Einbettung von Fradi bietet sich das Internet-Portal der Fradi-Fanklubs an. Das Logo dieses Portals enthält eine Großungarnkarte, die mit rot-weißen Streifen („Árpád“-Streifen) gefüllt ist, eine unschwer als solche erkennbare Reminiszenz an die Emblemik des Rechtsradikalismus aus der Zwischenkriegszeit. Zu den per Link aufzurufenden Fangruppen zählen unter anderem die „Green Eagles“, deren Homepage ebenfalls mit einer Großungarnkarte aufmacht. Von hier aus gelangt man unter anderem zu einer ungarntypologischen Seite, die neben großungarischen und ähnlichen Texten vor allem nationalen Nippes anbietet, oder (wie auch von anderen Fanseiten aus) zu der dem sog. „Nationalen Rock“ zugerechneten Band „Romantikus Erőszak“ (dt. „Romantische Gewalt“). Diese Band verfügt über eine eigene Seite zu Fradi mit dem Hinweis, dass man schon zwei Platten mit Liedern über Fradi veröffentlicht habe, und mit einem Bild als Bildschirmhintergrund zum Download: Großungarn in Fradi-Farben mit dem Text „Es war Fradi, und es wird Fradi sein“ – ein Zitat aus dem historischen Revisionismus der 20er/30er Jahre, als es hieß: „So [groß] war es [Ungarn], so wird es sein.“

Doch das beschriebene Gedankengut ist nicht auf die Fangruppen und das engere Umfeld beschränkt. An erster Stelle sind hier die Medien zu nennen. So entstand die Gleichsetzung von Fradi und Ungarntum gerade nicht auf den Stadionrängen, auch wenn sich die Hooligans gerne derlei Authentizität zuschreiben. Vielmehr kann der Fradismus als Produkt der großen Sportzeitungen Ungarns bezeichnet werden; diese propagierten in den 1990er Jahren durchgängig die Identität von Fradi und Ungarntum. Insbesondere der geschilderte Symbolvorrat, aber auch die in dem zitierten Aufsatz angeführten „Werte“ wurden von der Sportpresse als Alleinstellungsmerkmale von Fradi definiert und verbreitet (Bali 1998).¹⁰

Während die Sportpresse das gesamte Spektrum des „Fradismus“ präsentiert, finden sich in anderen Presseorganen jeweils nur Teilaspekte. Die wichtigsten Übereinstimmungen sind der Großungarn-Revisionismus und – eng damit verbunden – das Thema der Auslandsungarn sowie der Antisemitismus. Von besonderer Bedeutung sind hier große Tageszeitungen wie etwa „Magyar Nemzet“ und „Magyar Hírlap“ oder staatliche Radiosender wie das „Kossuth Rádió“; in ihnen sind auslands- bzw. großungarische Propaganda ebenso alltäglich wie antisemitische Tiraden.¹¹

Diese Diskurse finden ihre Entsprechung in den Einstellungen weiter Kreise der Bevölkerung, wobei unklar ist, ob sie diese im wesentlichen nur aufgreifen und dann wieder-

geben oder sie vielmehr erst erzeugen. Jedenfalls zeigen mehrere – methodisch nicht ganz einwandfreie, aber auch als einzige über Länder- und Jahresvergleiche verfügende – Untersuchungen¹² nach der Jahrtausendwende (zuletzt 2008) die große Verbreitung des Antisemitismus in Ungarn. Auch das Großungarn-Thema ist insofern Bestandteil des Weltbilds großer Teile der ungarischen Bevölkerung, als etwa im Jahre 2010 fast zwei Drittel der Befragten den Auslandsungarn die ungarische Staatsbürgerschaft zuerkannt haben möchte; ebenso sind Großungarn-Karten ein unübersehbares Element des öffentlichen wie privaten Raums.

Gegenüber den genannten Punkten treten andere Teile des Fradi-Diskurses eher in den Hintergrund. Insbesondere die Aspekte der altungarischen Mythologie finden nur in kleinen, thematisch sehr spezialisierten Diskursen ihre Entsprechung.¹³ Größere Bedeutung hat hingegen der Topos des Allein-Seins, der Isoliertheit, aber auch der kulturellen Sonderstellung, verbunden mit dem Selbstbild des unbeugsamen Kämpfers. Dieser Diskurs findet sich explizit z. B. in staatlichen Publikationen für ausländische Ungarn-Interessierte, ist aber auch Element politischer Stellungnahmen wie etwa die Position des ungarischen Ministerpräsidenten Orbán, der im Vorgriff auf den ungarischen EU-Vorsitz die besondere Eignung der Ungarn für diese Position betonte, da doch die Ungarn in ihrer Geschichte bewiesen hätten, besonders gut Krisen meistern zu können.

Es zeigt sich, dass es zwischen dem Fradi-Diskurs und dem Ungarn-Diskurs von Medien, Politik und Teilen der Bevölkerung große Übereinstimmungen gibt; am stärksten sind diese in den Themenfeldern Großungarn bzw. Auslandsungarn und Antisemitismus (aber auch: Antiziganismus) ausgeprägt. Dies ist als solches jedoch nur eingeschränkt von Interesse, da es nicht weiter verwundern kann, wenn ein im Fußball artikulierter Diskurs sich mit gesamtgesellschaftlichen Diskursen überschneidet. Von gesellschaftlicher Bedeutung ist eine solche Übereinstimmung hingegen dann, wenn diese Diskurse zu politischem Handeln werden und somit Fußball (hier: Fradi) und Politik gleiche Ziele verfolgen. Inwieweit dies im ungarischen Fall zutrifft, soll im folgenden dargestellt werden.

Die Geschichte der politischen Rolle von Fradi beginnt schon in den 1980er Jahren, als auf den Rängen im Fradi-Stadion erstmals öffentlich Themen artikuliert wurden, die bis heute auf der politischen Agenda stehen oder zumindest für die Weltsicht eines Teils der ungarischen Gesellschaft stehen. Ein wichtiger Faktor dabei war, dass Fradi im Gegensatz zu anderen Budapester Vereinen im Sozialismus nicht von Staatsorganen unter ihre auch finanziellen Fittiche genommen wurde und deshalb schnell in den Ruch des Oppositionellen kam. Dem wurde der Kern der Anhängerschaft dadurch gerecht, dass er zwei Innovationen vollzog: Zum einen wurde er im Ausland fündig; zunächst wurde der Hooliganismus nach englischem Vorbild, dann der politisierte *Ultra-Hooliganismus à la Italiana* zum Leitbild eigener Handlungsweisen. Dies verband sich zum anderen mit der Artikulation genau der Themen, die von der sozialistischen Politik erzeugt und virulent gehalten wurden, indem sie diese aufs Tapet brachte, ihre öffentliche Debatte aber gleichzeitig tabuisierte. Es sind auch diejenigen Themen, welche die Gedankenwelt der meisten politischen Oppositionel-

len zur Wendezeit prägten, aber von ihnen weit weniger militant artikuliert wurden als von den Hooligans. Es sind die Themen, die bis heute im Zentrum der Politisierung in Ungarn stehen: die nationale Selbstvergewisserung durch den Bezug auf Großungarn bzw. das Verhältnis zu den Auslandsungarn und die Abgrenzung von allen nicht-ungarischen Elementen der Gesellschaft. Die Fradi-Anhänger beantworteten diese Frage schon vor der Wende mit der Skandierung von Parolen und dem Zeigen von Spruchbändern, mit denen sie Großungarn beschwören, aber auch durch die Bezugnahme auf die Auslandsungarn.

Die 1990er Jahre sind dann der Zeitraum, in dem die heute beobachtbare diskursive Ausgestaltung der ungarischen Gesellschaft geprägt wird, die durch die Wende erschütterten Weltbilder sich re-formieren und stabilisieren. Als ein Teilaspekt dieser Entwicklung kann auch die geschilderte Herausbildung des „Fradismus“ begriffen werden. Nach dem Abschluss der Formierung der diskursiven Arsenale ungefähr zur Jahrtausendwende können diese dann auch praktisch-politisch eingesetzt werden. Den – noch verbalen – Anfang macht ein Abgeordneter während einer Parlamentsdebatte, als er sich 2001 gegen den Aufkauf von FTC-Anteilen durch ungarische Geschäftsleute mit dem Argument wendet, diese seien Juden und hätten nichts mit dem Ungarntum zu tun, während Fradi zum einfachen ungarischen Volk gehöre.

Öffentlich unübersehbar wird die Kombination von Fradi- und politischen Diskursen im Herbst 2006, als zwei Momente zusammentreffen: der Zwangsabstieg von Fradi in die zweite Liga aufgrund finanzieller Unregelmäßigkeiten, was von den Hooligans – ganz im Sinne des skizzierten Diskurses – als Angriff auf das Ungarntum aufgefasst wird; und die Veröffentlichung eines Geheimmitschnitts einer Rede des damaligen sozialistischen Ministerpräsidenten Gyurcsány, aus der die rechtsnationale Oppositionspartei Fidesz unter dem Parteivorsitzenden (und heutigen Ministerpräsidenten) Orbán die Vision ableitet, dass nun Aktionen der Straße wahrscheinlich seien, ja eine Revolte bevorstünde.

Tatsächlich kommt es am 18.9.2006 zu einem von Fradi-Hooligans angeführten Sturm auf das Gebäude des ungarischen Fernsehens, umfangreichen Straßenschlachten und einer Belagerung des Parlaments als Aktionen gegen die bestehende Regierung. Der Platz vor dem Parlament wird in der Folgezeit für mehrere Monate Schauplatz permanenter Protestaktionen, an denen Fidesz-Vertreter an prominenter Stelle mitwirken. Neben der Kritik an der Spar-Politik der Regierung werden hier in erster Linie Reden gegen die „ungarnfeindlichen“ Kräfte im Land und in der ganzen Welt gehalten, von einer jüdischen Weltverschwörung fabuliert und Großungarn beschworen. Als Gegenleistung für die von Fradi-Fans erreichte Initialzündung der landesweiten völkisch-nationalistischen Mobilisierung nimmt der Fidesz-Vorsitzende Orbán an einer Solidaritätsveranstaltung für Fradi teil, obwohl er nicht zu den Anhängern dieser Mannschaft gehört.

Ein weiteres Beispiel für die faktische¹⁴ Kooperation von Fradi-Fans und rechtsnationaler Fidesz sind die auslands- oder großungarischen Aktivitäten, insbesondere gegenüber der Slowakei. So unternahm die erste Fidesz-Regierung (1998-2002) im Jahre 2001 mit dem sog. Statusgesetz, das eine Art Staatsbürgerschaft light für Auslandsungarn ein-

fürte, einen ersten Schritt hin zu einer staatlichen Zusammenführung des „Ungarntums“.¹⁵ Ein – dann aus der Opposition heraus versuchter – zweiter Schritt, die Einführung der zweiten Staatsbürgerschaft per Volksabstimmung, scheiterte 2004 am Quorum. Die zweite Staatsbürgerschaft blieb jedoch weiter ein zentrales Ziel der Fidesz-Politik, wogegen sich vor allem die Regierung der Slowakei mit Vehemenz wandte.

In dieser Situation fahren am 1.11.2008 Fradi-Hooligans, verstärkt durch rechtsradikale Gruppierungen aus dem Umfeld anderer Vereine, in die Slowakei zum Erstligaspiel Dunajská Streda – Slovan Bratislava, um dort mit Großungarn-Fahnen und Emblemen des Revisionismus aus der Zwischenkriegszeit für den Anschluss der Südslowakei an Ungarn zu demonstrieren. Aus nicht ganz geklärten Ursachen kommt es noch während des Spiels zu gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen den Fradi-Hooligans und der slowakischen Polizei; zahlreiche Verletzte sind die Folge. Daraufhin kommt es in Ungarn zu mehreren antislowakischen Demonstrationen, so auch am 8.11.2008 unter dem Slogan „Rühr den Ungarn nicht an!“¹⁶ Auch die Politik solidarisiert sich mit den Hooligans und die diplomatischen Beziehungen verschlechtern sich (weiter). Nach der Regierungsübernahme durch die Fidesz 2010 wird wie angekündigt als erste Maßnahme die zweite Staatsbürgerschaft für Auslandsungarn eingeführt, zudem als neuer Staatsfeiertag der „Trianon-Tag“ (4. Juni). Und der ungarische Außenminister verkündet die neue Staatsdoktrin gegenüber den Nachbarländern: „Rühr den Ungarn nicht an!“ (vgl. insgesamt a. Aschauer 2010).

Obwohl diese und zahlreiche andere Geschehnisse die hohe Übereinstimmung des Fradi-Diskurses mit dem aktuellen politischen Diskurs belegen, begreifen die Fradi-Hooligans sich insofern weiterhin als politische Avantgarde, als die aktuelle Politik der Fidesz, Ungarn von einem Rechts- in einen Führerstaat umzuwandeln, offensichtlich nur als die zweitbeste Politikrichtung angesehen wird. Sowohl die wenigen direkt parteipolitisch zu interpretierenden Äußerungen auf den Webseiten der Fangruppen (z. B. www.7side.hu) als auch persönliche Verbindungen zeigen, dass die größte diskursive Übereinstimmung mit der rechtsradikalen Jobbik-Partei besteht.¹⁷

Zusammenfassend kann für Ungarn eine recht weitgehende Übereinstimmung der Diskurse im Fußball und der herrschenden politischen Richtung festgestellt werden. War der Fußball-Diskurs vor der Wende noch oppositionell und Teil der gesamtgesellschaftlichen Infragestellung der bestehenden Herrschaftsbeziehungen, so können die wichtigsten Elemente des Fußball-Diskurses heute zum politischen Mainstream gerechnet werden. Gleichwohl artikulieren sich die Fradi-Fans weiterhin als Oppositionelle, denen die politischen Veränderungen noch nicht weit genug gehen. Für den ungarischen Fall scheint daher das berühmte Zitat des schottischen Fußballers und Trainers Bill Shankly „Einige Leute denken, Fußball ist eine Frage von Leben und Tod. Ich bin von dieser Einstellung sehr enttäuscht. Ich versichere Ihnen, dass es viel viel wichtiger als das ist!“ eine ganz eigene Bedeutung zu haben: Es kann auch als Paraphrase eines Diskurses interpretiert werden, in dem eine Sportart im Brennpunkt gesellschaftlicher Entwicklungen steht und diese beispielhaft repräsentiert.

Literatur

- Aschauer, Wolfgang 2010: Aktuelle Probleme im ungarisch-slowakischen Verhältnis aus diskurstheoretischer Sicht. In: Südosteuropa-Mitteilungen 50(4-5). S. 52-68.
- Bali, János 1998: „Hungarofradizmus“. Egy sportegyesület szimbolikája. In: Tabula 1(1-2). S. 85-105.
- Deutscher Fußball-Bund 2008: Integrationskonzept des Deutschen Fußball-Bundes. Verabschiedet durch den DFB-Vorstand am 04. Juli 2008. Online verfügbar unter <http://www.dfb.de/uploads/media/Integrationskonzept04-07-08.pdf>, zuletzt geprüft am 1.2.2011.
- Esterházy, Péter 2006: Utazás a tizenhatos mélyére. Budapest.
- Foer, Franklin 2006: Wie man mit Fußball die Welt erklärt. München.
- Jäger, Siegfried 2001: Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse. In: Reiner Keller, Andreas Hirsland, Werner Schneider, Willy Viehöver (Hg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Opladen. S. 83-114.
- Neckel, Sighard, Hans-Georg Soeffner (Hg.) 2008: Mittendrin im Abseits. Ethnische Gruppenbeziehungen im lokalen Kontext. Wiesbaden.
- Sonny 2008: Fradizmus és magyarságtudat. Online unter: <http://barikad.hu/node/12349>

Anmerkungen

- 1 Dies führt zu Blüten wie den Interviewäußerungen des Verbandsvertreters Mészöly, der sich persönlich als Kämpfer gegen den Rassismus zu etablieren sucht und im Fernsehen die Verpflichtung afrikanischer Fußballer verteidigte. Er bezeichnete diese Verpflichtungen aus mehreren Gründen als positiv, räumte aber auch ein, dass bei manchen afrikanischen Fußballern folgendes zutraf: „Kaum sind sie in Afrika von den Bäumen geklettert, schon werden sie nach Ungarn verfrachtet.“ (http://www.youtube.com/v/KrF_P4MnOvs)
- 2 Bei ungarischsprachigen Zitaten wird die eigene Übersetzung im Text wiedergegeben, das ungarische Original findet sich in der Fußnote: „Én úgy tanultam, hogy a világ az olyan, hogy az ember Fradi-drukker. A rendes magyar ember az Fradi-drukker. Vagy még egyszerűbb dolog ez: az ember fradista, ahogy a nap süt vagy a fű nő.“
- 3 Die Vereinsführung spielt hier keine Rolle. Der Klub gehört seit 2006 einem englischen Investor, der ihn zwar vor dem Bankrott rettete, aber keine sportlichen oder politischen Ziele verfolgt, sondern nach Renditegesichtspunkten arbeitet. Mittlerweile (Anfang 2011) scheint ein Besitzerwechsel anzustehen; nach Presseberichten soll eine russische Firma die Aktienmehrheit übernehmen zu wollen.
- 4 „Ha mindezt megnézzük a magyarság szintjén is, akkor azt látjuk, hogy népünkre, őseinkre is jellemző volt az, hogy szívből, bátran küzdöttek. Sokszor ennek köszönhető a győzelmet, máskor pedig ennek ellenére is elbuktak ugyan, de hősként maradtak meg az utókor emlékezetében. A teljesség igénye nélkül néhány példát is

hozok: Eger védőinek hősie harca 1552-ben ... „Szívet cseréljen, aki hazát cserél.”-mondja a költő, Tompa Mihály. S itt, ebben a mondatban is összekapcsolódik fradizmus és magyarságtudat: a Fradi-szurkolók ragaszkodnak klubjukhoz, mert a Fradi-szívet nem lehet másmilyenre lecserélni; és ragaszkodnak hazájukhoz is – ha az élet mégis úgy hozza, hogy Magyarországtól távol kell élniük, szívükben ott is őrzik magyarságukat.“

- 5 „... az eltéphetetlen kötelék jelképe, ezt hangsúlyozzuk például akkor is, amikor olyan kifejezést használunk, hogy Árpád vére csörgedez ereinkben.“
- 6 „... a turulmadár, nemzeti mitológiánk egyik központi alakja megjelenik a legnépszerűbb magyar klub szimbólumrendszerében is.“
- 7 „... a klub és a szurkolók is kötődnek ahhoz a keresztény értékrendhez, amely Magyarország ezeréves történetében is olyan fontos szerepet töltött be, újabb kapcsolódási pontot jelent fradizmus és magyarságtudat között.“
- 8 „Mégis-morál“ ... „Mi akkor is bajnokok leszünk, egész világ hogyha ellenünk!“ ... „az elszigeteltségben, magányos harcosként való küzdelem számos alkalommal fellelhető a magyar nép történelmében is. Ezt élték meg őseink a török elleni harcokban, a Rákóczi-szabadságharcban, az 1848-49-es szabadságharcban, Trianon idején, vagy éppen 1956-ban.“
- 9 „az elszakított területek magyarsága“ ... „mert a Ferencvárosnak szurkolva megtalálják a kapcsolatot magyar gyökereikkel, s mert a Fradi megtestesíti azt az elhagyatottságot, amelyben ők élnek.“
- 10 Bemerkenswert ist der Umstand, dass der zitierte „Fradismus“-Text auf einer ethnologischen Untersuchung, in der die Herkunft des Fradi-Diskurses aus Pressekampagnen nachgewiesen wurde (Bali 1998), basiert, diesen Ursprung der „Fradismus“-Elemente aber nicht nur nicht erwähnt, sondern sie – umgekehrt – als Beleg für die Identität von Fradi und Ungarntum anführt.
- 11 Diese werden auch gerne mit Vernichtungsfantasien unterlegt, so etwa Artikel des kürzlich mit einem Staatspreis ausgezeichneten Journalisten Zsolt Bayer.
- 12 Solche Untersuchungen werden regelmäßig von der US-amerikanischen Anti-Defamation League (www.adl.org) durchgeführt.
- 13 Hierzu zählen vor allem Intellektuelle, welche die Ungarn als Nachfahren von Sumerern, Skythen, Hunnen usw., ja sogar als unmittelbare Abkömmlinge der ersten Menschen oder von Jesus Christus ansehen.
- 14 Es gibt keine Belege für eine organisierte Zusammenarbeit beider Seiten; daher ist davon auszugehen, dass die gleichgerichteten Aktivitäten diskursgesteuert sind, d. h. sich als Konsequenzen des geteilten Diskurses ergeben.
- 15 Der enge Zusammenhang mit dem Großungarn-Revisionismus ergibt sich auch aus Äußerungen von Regierungsmitgliedern, die mit diesem Gesetz den Friedensvertrag von Trianon teilweise „repariert“ sahen.
- 16 „Ne bántsd a magyart!“

- 17 Diese erreichte bei den Parlamentswahlen 2010 über 12 % der Mandate; zu ihren Abgeordneten zählt auch György Szilágyi, in den 1990er Jahren Mitglied der berüchtigtsten Fradi-Hooligangruppe („Sektor 2“), später Leiter des Koordinationsbüros für Fußballfans des Ungarischen Fußballbundes.

Peter Dirksmeier ■

Stabilisierte Erwartung: Über eine Funktion der Relation von Natur und Gesellschaft in der Geographie

1 Einleitung

Die Geographie¹ als eine universitäre Wissenschaft, die sowohl natürliche als auch soziale Phänomene zu ihren Gegenstand zählt, ist u. a. mit dem Problem der irreduziblen Vielfalt möglicher Darstellungen der Realität konfrontiert. Um als eine akademische Disziplin operationsfähig zu sein, ist die Geographie daher „keine um einen Theoriekern als Paradigma zentrierte Wissenschaft“ (Pohl 2004, 246). Sie fokussiert stattdessen auf überwiegend in bestimmte regionale Kontexte eingebettete Probleme, um diese Vielfalt zu operationalisieren. Die Geographie ist so in der Lage, eine Freiheit auszuhalten, die es auszuschließen scheint, „in dem, was man beobachtet und beschreibt, zugleich die Garantie der doch unbestreitbaren Realität des eigenen Beobachtens und Beschreibens wiederzufinden“ (Luhmann 1993, 429). Mit dieser forschungspragmatischen Orientierung entlang von regional spezifizierbaren Problemlagen handelt sich die Geographie den Vorwurf des Reduktionismus ein, der verhindere, dass sie sich ihrer Defizite zuwende – der Problematik eines fehlenden disziplinären Objektes und eines fehlenden theoriegeleiteten Forschungsprogramms (Eisel 1982, 144). Das Wort *Problematik* suggeriert, dass der betreffende Sachverhalt heikel oder störend ist. Die Ungelöstheit der Problematik stellt offenbar eine Zumutung für alle Beteiligten dar. Folgt man dem Soziologen Dirk Baecker, weisen ungelöste Probleme mitunter einen großen Nutzen auf. Ungelöste Probleme erinnern fortwährend daran, dass ein Sachverhalt nicht durchdrungen und kontrolliert ist. Es werden daraufhin Ressourcen mobilisiert, um die Frage zu stellen, ob und wie dieses Problem gelöst werden kann. Diese mit der Ressourcenmobilisierung einhergehende Erweiterung des Blicks eröffnet wiederum mehr Möglichkeiten, „auf eine Situation zu reagieren, als es von dieser Situation vielleicht gerade nahegelegt wird“ (Baecker/Kluge 2003, 57). Das ungelöste Problem stellt einen Hinweis auf eigene ungenutzte Ressourcen dar. Für Baecker ist gerade dies der große Vorteil von ungelösten Problemen: Man wird unempfindlich gegenüber unbedeutenden, vorübergehenden Problemstellungen (ebd.).

Mithilfe der soziologischen Systemtheorie von Niklas Luhmann lässt sich die „Nützlichkeit“ der Relation von Natur zu Gesellschaft² in der wissenschaftlichen Disziplin Geo-

graphie als ein intrinsisches Moment ihres Strukturaufbaus analysieren. Besonders die systemtheoretischen Begriffe der Erwartung und Struktur sind geeignet, die fachinterne Funktion des Natur-Gesellschafts-Verhältnisses aufzuzeigen. Das Natur-Gesellschafts-Verhältnis leistet geographieintern eine Gleichgerichtetheit der Erwartungen an wissenschaftliche Erkenntnisse. Es reagiert auf das Problem, dass ein Gewinn an Wissen über die Natur, die Gesellschaft und der Relation dieser zwei Konstrukte zueinander in den anderen Wissenschaften den Bedarf an Normativismus geographieintern ansteigen lässt, um Erwartungen an die wissenschaftlichen Ergebnisse geographischen Forschens auch kontrafaktisch aufrecht zu erhalten. Als ein Beispiel kann das Paradigma der klassischen Geographie dienen, das als Anpassung der Kultur bzw. Gesellschaft an die vorgängige Natur beschrieben wurde und bereits durch die Industrialisierung und Urbanisierung in dieser Annahme unter Druck geriet. Es zeigte sich dennoch eine Konstanz in den Erwartungen an die Ergebnisse geographischen Forschens als Anpassung an die vorgängige Natur von ca. 1850 bis ca. 1970, ungeachtet der Weltbeschreibungen anderer Wissenschaften, die mitunter stark vom klassischen Paradigma der Geographie abwichen (Bahrenberg 1995).

Der Aufsatz erkennt in der ontologisch wie epistemologisch ungeklärten und beständig hinterfragten Relation von Natur und Gesellschaft ein Organisationsprinzip, das die Verstetigung von Erwartungen an die Erkenntnisse des eigenen Fachs wie die der Nachbarwissenschaften ermöglicht. Diese Verstetigung von Erwartungen baut die Struktur des Fachs Geographie auf, so die These des Beitrags. Ein solcher Strukturbegriff „stellt nur darauf ab, dass sich Spuren des einen im anderen finden“ (Baecker 2007, 88), und bedeutet kein „Verhältnis einer wechselseitigen oder gar gerichteten Determination“ (ebd.). Auf der Grundlage dieser Ordnungsstruktur von Erwartungen gelingt es der Geographie, wissenschaftliche Erkenntnisse aus anderen Disziplinen bzw. dem jeweils anderen Teilgebiet der Geographie in ihre interne Organisation der Erwartungsbildung zu inkludieren. Solche Inklusionen erscheinen nach außen beispielsweise als „Paradigmenwechsel“³ (Kuhn 1976, 123) oder Erweiterung der Fachgrenzen. Mit dieser These versucht der Beitrag nicht, einen weiteren Konzeptualisierungsvorschlag für eine ontologische oder epistemologische Brücke zwischen Natur und Gesellschaft zu unterbreiten (siehe für dieses Vorgehen zuletzt das Themenheft der MÖGG „Auf dem Weg zur ‘Dritten Säule’“ 2006), sondern er fragt nach der Funktion und damit dem Nutzen dieses anscheinend unlösbaren, aber omnipräsenten erkenntnistheoretischen Problems in der Geographie. Der Aufsatz argumentiert dabei in vier Schritten. Zunächst zeichnet er die für die geographische Erwartungserwartung konstitutive fachinterne Relation von Natur und Gesellschaft nach (Kapitel 2). Kapitel drei skizziert die Strukturbildung über den Erwartungsbegriff in der soziologischen Systemtheorie und zeigt auf diese Weise die geographieinterne Funktion der Natur-Gesellschafts-Dichotomie als Strukturbildnerin auf (Kapitel 3). Der vierte Abschnitt analysiert zwei gegenwärtige, theoretisch unterschiedliche Ansätze der Konzeption des Natur-Gesellschafts-Verhältnisses in Hinblick auf deren Funktion der Verstetigung von Erwartungen an wissenschaftliches Wissen und deren Aufrechterhaltung im Enttäuschungsfall als Struktur des Fachs.

Der Aufsatz prüft die in der nordamerikanischen Geographie prominente Kulturökologie sowie als neueres Theorieangebot die britische non-representational theory und das von ihr verwendete Konzept der Performativität in ihrer Funktion der Organisation von Erwartungen an wissenschaftliche Ergebnisse (Kapitel 4). Der Beitrag endet mit schlussfolgernden Bemerkungen zu dieser geographischen Form der Strukturbildung (Kapitel 5).

2 Die Geographie als Wissenschaft von der Natur in der Gesellschaft

Die moderne Geographie seit Herder baut, um ihre Forschungsgegenstände zu beschreiben, auf einem alteuropäischen Naturbegriff auf (Hard 1983, 139), der die Natur dem Menschen als vernunftbegabtes Wesen (Eder 1988, 19) zum Gebrauch unterwarf. Der alteuropäische Naturbegriff, ausgehend von Aristoteles, begreift die Natur als die Gleichform der Selbstbewegung eines Ganzen, das in seinem Wesen so ist, wie es ist. Natur umgreift damit sowohl Entitäten, die sich selbst beobachten können, wie z. B. den Menschen, als auch vom Menschen erschaffene Dinge wie Städte oder den Sozialkörper der Polis. Der alteuropäische Naturbegriff geht von einer Selbstnormalisierung der Natur aus, die in Richtung ihrer Perfektion läuft (Luhmann 2008a, 22).

Diese teleologische und aus sich selbst heraus stammende Tendenz der Natur, einen perfekten Zustand zu erreichen, führt zu einem moralischen Naturbegriff, der sich deutlich von dem heutigen Diskurs über Natur in der Geographie unterscheidet (als Zusammenfassung dieser geographieinternen Diskussion Braun 2009), aber als deren epistemologische Grundlage firmiert. Im alteuropäischen vormodernen Konzept der Natur ist es möglich, gegen die Natur zu verstoßen. Es existiert etwas Unnatürliches, und dies zwingt nicht zu einer Änderung der Naturvorstellung, sondern zu einer moralischen Verurteilung des Abweichenden, um die Erwartungen an die Natur aufrecht erhalten zu können (Luhmann 1993, 384). Der vormoderne Begriff der Natur kennt eine moralische Dimension, die alles der teleologischen Ordnung der Natur, ihrer Selbstbewegung Entsprechende bejaht und alles dieser Ordnung entgegenstehende verdammt.⁴ Natur ist die gute, perfekte, teleologische und göttliche Welt. Natur ist Gottes Vorstellung und Wille (ebd.). Die Verbindung von Natur und Gesellschaft leistet in dieser Vorstellung das der Natur wie der Gesellschaft inhärentem Phänomen der steigenden Entropie. Arrangiert sich zufällig eine bestimmte Struktur an natürlichen oder sozialen Elementen in einer bestimmten Ordnung, dann steigt die Entropie an und die Ordnung beginnt sich aufzulösen, sofern sie nicht unerlässlich konsolidiert wird (Rueff 1955, 2). Gegen diese Tendenz stabilisierte die vormoderne alteuropäische Naturvorstellung ihre Semantik, indem bestimmte Zustände der Auflösung ihrer Ordnung als moralisch verwerflich und Gottes Willen entgegengesetzt konzipiert wurden.

Der Soziologe Niklas Luhmann (2008b, 11) beobachtet für das 18. Jahrhundert eine Veränderung der Semantik der Natur, die einen neuen Gegenbegriff zugeordnet bekommt und folglich zu dieser Zeit von gesellschaftlichem Interesse ist. Das Sakrale als Gottes Wille oder Vorstellung wird durch die Zivilisation als neuen Gegenbegriff abgelöst, was gleichzeitig bedeutet, dass die moralische Bewertung bzw. Verurteilung einer Abweichung

von der guten Natur als Verkörperung von Gottes Willen nicht länger möglich ist. Mit Beginn der Moderne transformierte sich die Natur zu einem dem menschlichen und nicht länger dem göttlichen Willen unterworfenen Gegenstand. Die Natur wurde damit zu einer Angelegenheit der Gesellschaft (ebd.). Die in der Entstehung begriffene wissenschaftliche Geographie als eine Form der systematischen Ordnung der „Naturprinzipien“ (Herder 2001, 111) zu dieser Zeit ist eine Reaktion auf diese Verschiebung der Natursemantik.⁵

In dieser modernen Interpretation ist die Natur mit der Gesellschaft lediglich über „die Rückwirkung der im System der Natur bewirkten Wirkungen verbunden“ (Eder 1988, 41-42). Luhmann sieht dies im unmittelbaren Zusammenhang mit der Herausbildung der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft, die die stratifikatorische Differenzierung⁶ ablöst. Funktionale Differenzierung meint eine funktionale Wesensgleichheit von ungleichen Systemen im Sinne gemeinsamer Merkmale wie eigener Kommunikationsmedien und selbstbegründeter innergesellschaftlicher Grenzen, die jeweils unterschiedliche gesellschaftliche Bezugsprobleme bearbeiten. Diese sich mit der Moderne entwickelnden Teilsysteme sind autopoietische, operativ geschlossene Systeme, die jeweils mit Universalzuständigkeit eine besondere Funktion in der Gesellschaft übernehmen, wie z. B. das Recht (normative Absicherung von Erwartungen), die Wirtschaft (Zukunftssicherung in Bezug auf die Knappheit von Gütern), Politik (Herstellen von kollektiv bindenden Entscheidungen), Wissenschaft (Organisation wahrheitsfähiger Operationen) oder Massenmedien (Steuerung der gesellschaftlichen Selbstbeobachtung) (Bahrenberg/Kuhm 2000, 627). Mit Bezug auf das Verhältnis von Natur und Gesellschaft ist die entscheidende Folge dieser Differenzierungsform, dass vieles, was stratifizierte Gesellschaften als Natur begriffen oder erfuhren, sich mit der Umstellung der Gesellschaft auf funktionale Differenzierung als Entscheidung darstellt und damit unter den Druck eines Begründungszwangs gerät, so z. B. die erkennbare Ablösung des Naturrechts durch das positive Recht oder die nur noch vorläufige Geltung von wissenschaftlichen Theorien (Luhmann 2008b, 139).⁷

Mit der Verabschiedung der Moral aus der Semantik der Natur zu Beginn der Moderne zeigt sich der Einfluss der rationalistischen Aufklärung auf den alteuropäischen Naturbegriff. Natur wird in der Folge immer mehr zu einem diskreten und der Gesellschaft äußerliches Objekt wissenschaftlicher Studien. Natur wird zu einer Entität, die weder moralisch noch sakral zu behandeln, sondern über die sich mit der funktionalen Differenzierung herausbildende objektive Naturwissenschaft in den Wissenskanon der Gesellschaft zu überführen ist (Goldman/Schurman 2000, 564).⁸ Das Entstehen der modernen Wissenschaft Geographie im 18. Jahrhundert fällt mit der zeitgleichen Verdrängung der Moral aus der Natursemantik zusammen. Die Geographie in Deutschland war zu ihrem Beginn Teil einer Gemengelage von Kunst, Philosophie und Naturwissenschaft (Hard 1964, 338). So trennt beispielsweise die deutsche Klassik wie die Romantik die Natur vom Menschen und seinen Vergesellschaftungsformen. Beide intellektuelle Spielarten kennzeichnen die Natur als eine Sphäre, in dem der Mensch eine ewige transzendente Ordnung finden kann. Zum Beispiel weist nach Herder jedes Volk ein natürlich vorgezeichnetes Staatsgebiet auf, das sei-

nen Ansprüchen idealerweise entspricht. Die Übereinstimmung zwischen dem natürlich vorgegebenen Territorium und dem politisch aktualisierten Staat eines Volkes herbeizuführen, ist daher eine genuine Aufgabe der Geographie (Schultz 1998, 127). Diese klassisch-romantische Natur-/Gesellschaftsvorstellung hat bis heute in den Nationalparks und Naturschutzgebieten überlebt, in denen die Reste einer unverfälschten Natur imaginiert werden und damit gleichzeitig das Versprechen einer reinen und authentischen Existenz aufrecht erhalten bleibt (Braun 2009, 22). Die moderne Geographie gewinnt ihre Forschungsprobleme dagegen u. a. dadurch, dass sie sowohl natur- als auch gesellschaftswissenschaftliche Themen jeweils mit der anderen Seite auflädt (Eisel 1992, 110). Die geographische Naturwissenschaft fragt u. a. nach der Bedeutung von Naturkonstruktionen für die Gesellschaft und geographische Gesellschaftsforschung bindet die Natur wieder als einen Faktor in die Erklärungen des Sozialen ein. Die Geographie bezieht seit Herder Natur in ihre sozialen Erklärungsmodelle ein und steht damit quer zu soziologischen Gesellschaftstheorien, da Soziales nicht als von den natürlichen Bedingtheiten der menschlichen Existenz abstrahiert und unabhängig gedacht wird (ebd.).

In der modernen Geographie werden materiellen Phänomenen symbolische Bedeutungen zuerkannt und symbolische Deutungen bleiben in materielle Prozesse und Praktiken eingebunden (Weichhart 2003, 18-19). Die wissenschaftliche Praxis trennt nicht vollständig zwischen Natur und Gesellschaft, obwohl diese Trennung in der Geographie nach Kiel institutionalisiert ist (Flitner 1998, 89). Die Geographie ist dennoch dazu in der Lage, naturwissenschaftliche Phänomene beispielsweise in abgelegenen, unbewohnten Räumen aufzudecken, wie geomorphologische Studien in der Antarktis eindrucksvoll zeigen (Siegert et al. 2001). Die Geographie ist gleichzeitig sensibel dafür, dass gesellschaftliche Prozesse selbst bei derartigen Erforschungen von jenseits der WissenschaftlerInnenpopulation unbewohnten Räumen mitlaufen. Die Humangeographie interpretiert z. B. die soziale Stratifizierung unter den AntarktiswissenschaftlerInnen über die symbolische Vermittlung der legitimen Belegungsschranken und -befugnisse der Wohncontainer als ihren Forschungsgegenstand und leistet damit eine wissenschaftssoziologische Reflektion der naturwissenschaftlichen geographischen Forschung (Collis/Stevens 2007).

Das Ziel der geographischen Theoriebildung ist nicht die Erlösung der Natur von ihrem sozialen Ballast oder die Befreiung des Nachdenkens über Gesellschaft von der Einflussnahme natürlicher Prozesse. Vielmehr ist die Theoretisierung dieser Grenze geeignet aufzuzeigen, dass Gesellschaft wie Natur Produkte der Bemühung ihrer in der Tradition der Aufklärung stehenden Trennung, das „Produkt einer wiederkehrenden Arbeit der ‚Reinigung‘“ (Flitner 1998, 94), sind. Die Geographie ist über diese Konzeption der Relation von Natur zu Gesellschaft hinaus sensibel für die Performativität dieser Unterscheidung. Sie konzipiert Natur und Gesellschaft fachintern als ontologisch verschiedene Entitäten und definiert im Anschluss daran die Beziehung zwischen den beiden auf diese Weise hergestellten Einheiten als ihr Forschungsproblem. Seit den 1950er Jahren erklärten sich wahlweise die Kulturökologie, die politische Ökologie, die umweltbezogenen Cultural

Studies und die Aktant-Netzwerk-Theorie bzw. nichtmoderne Ontologien, teilweise mit wechselseitigen Querbezügen, für die Aushandlung dieses konstruktivistischen Problems zuständig.⁹ Die Geographie ist in diesem Sinne eine moderne Disziplin, da sie ihre Probleme als selbstverständliche präsentiert und die dringende Lösung ihrer selbsterzeugten theoretischen Inkommensurabilitäten anmahnt (Braun 2005, 152). Auch der raumwissenschaftliche Ansatz der spatial analysis als deutliches Ergebnis der funktionalen Separierung von Natur und Gesellschaft in der Geographie ist letztlich nicht in der Lage, diese Trennung aufrecht zu erhalten. Die Unterscheidung Natur-Gesellschaft führt die Natur wieder als ein Konstrukt dieser Unterscheidung in die Gesellschaft-Raum-Konstruktion der spatial analysis ein. Die Art, wie Menschen Räume konstruieren, ist letztlich nicht frei davon, wie sie die Natur konzipieren (Hanson 1999, 137-138).

3 Die geographieinterne Organisation der Relation von Natur zu Gesellschaft als Erwartungsstabilisierung

Der Erwartungs- und Strukturbegriff der soziologischen Systemtheorie von Niklas Luhmann bietet sich an, um die Funktion der skizzierten Relation von Natur und Gesellschaft in der Geographie zu analysieren. Eine Auffassung von Struktur als Erwartungserwartung (Luhmann 1987, 411) zeigt, wie das epistemologisch wie ontologisch vage Verhältnis von Natur und Gesellschaft Erwartungen der Geographie an die Erkenntnisse des Fachs gerade im Enttäuschungsfall stabil halten kann und dadurch die Struktur der Geographie als *eine* wissenschaftliche Disziplin bestehend aus *zwei* disziplinären Systemen (Kuhn 1976, 194) aufbaut.

Die Bedeutung von Erwartungen liegt allgemein darin, dass sie grundlegend für den Aufbau von Strukturen sind. Der Begriff der Erwartung bezeichnet systemtheoretisch die Form, in der ein soziales oder psychisches System sich der Kontingenz seiner Umwelt aussetzt. Erwartungen werden meist beiläufig wirksam. Personen üben sportliche Aktivitäten aus und werden ehrgeizig, sie empfangen Gäste und werden redselig, oder sie betreten religiöse Bauwerke und reden fortan nur leise (Baecker 2007, 87). Die Erwartung entsteht jeweils „durch die Einschränkung des Möglichkeitsspielraums. Sie ist letztlich nichts anderes als diese Einschränkung selbst“ (Luhmann 1987, 397). Erwartungen sind in diesem Sinne eine voraussetzungslose „Primitivtechnik“ (ebd., 363). Dieser Erwartungsbegriff lässt sich in kognitive und normative Erwartungen unterscheiden. Der Gegensatz liegt darin, dass im ersten Fall Lernbereitschaft vorausgesetzt werden kann, Erwartungen folglich nicht kontrafaktisch aufrechterhalten werden. Eine normative Erwartung hält dagegen trotz Enttäuschung an der ursprünglichen Erwartung fest und verknüpft dies mit der Frage nach Recht und Unrecht oder richtig und falsch (Fischer-Lescano/Liste 2005, 210). Normen fungieren damit als eine Verfestigung von Erwartungen, unabhängig von dem jeweils eintretenden Ereignis, der gewonnenen wissenschaftlichen Erkenntnis, der Anschlussfähigkeit der Interaktion usw.

Kognitive und normative Erwartungen können zwischen Personen, zwischen Personen und sozialen Systemen und zwischen sozialen Systemen geäußert werden. Sie sind in dem Fall strukturbildend, wenn sie selbst wiederum erwartet werden können und somit Erwartungserwartungen darstellen (Luhmann 1987, 412, ähnlich Scheff 1967). Strukturen lassen sich in diesem Zusammenhang wiederum als Erwartungen in Bezug auf die Anschlussfähigkeit von Operationen des Erlebens, Handelns oder in einem über das Subjektive hinausreichenden Sinn verstehen. Sie bilden eine Brücke zwischen den Erwartungen. Personen bauen Strukturen demnach über Bewusstsein auf, soziale Systeme dagegen über Kommunikation (Luhmann 1987, 362). Der Strukturbegriff bezeichnet damit eine durch Systeme erreichte Verknüpfung von Elementen, die zeitlich stabil bleibt. Die Struktur beruht nicht auf Determination, sondern auf einer „Auswahl aus einer Vielzahl von kombinatorischen Möglichkeiten“ (ebd., 384) und damit auf der „Einschränkung der im System zugelassenen Relationen“ (ebd.). Die Struktur garantiert zum einen die Gültigkeit von Erwartungen und sie schränkt gleichzeitig die Möglichkeit der Bildung von Erwartungen in bestimmten Situationen ein. Die Sprache ist ein Beispiel für eine solche Struktur. Ein System ist, wenn es sich der Sprache bedient, beständig gezwungen Auswahlentscheidungen zu treffen. Sind viele Möglichkeiten vorhanden, stehen folglich viele Ausdrücke zur Verfügung, dann ist jeder Satz hoch selektiv, und die Sprache erscheint aufgrund dieser Auswahlmöglichkeiten wenig stereotyp (Luhmann 2008c, 105). Beispielweise verfügt die Sprache der Oberschicht im Regelfall über das geforderte Vokabular, unter der Bedingung einer speziellen Struktur der Erwartungserwartung, z. B. einem Empfang bei einem Konsul oder einer Ballveranstaltung, sich jederzeit treffend auszudrücken und hierbei u.U. Dialekte „an der richtigen Stelle“ mit einfließen zu lassen (mit empirischen Belegen für die Oberschicht Philadelphias: Kroch 1996). Damit reduziert die Sprache beständig Komplexität über die Auswahlentscheidungen der treffenden und richtigen Ausdrücke und baut gerade dadurch auf der anderen Seite wiederum Komplexität in der Struktur der Erwartungserwartung auf. Die wechselseitige Annahme einer solchen enttäuschungsfesten Erwartbarkeit von Erwartungserwartungen bezeichnet in diesem Sinne der Begriff der „Erwartungsstabilisierung“ (Fischer-Lescano/Liste 2005, 212). Der Vorteil dieses Strukturbegriffs, der über die enttäuschungsfeste Erwartbarkeit von Erwartungserwartungen konzipiert wird, ist die Vermeidung von den Determinismen des Strukturalismus, da die Struktur selbst von Gründen für Vorgänge, Ereignisse oder Objekte getrennt ist (Baecker 2007, 88).

Die strukturierten Erwartungserwartungen an wissenschaftliche Erkenntnisse führen in Bezug auf ein wissenschaftliches Feld zur Ausbildung eines „disziplinären System(s)“ (Kuhn 1976, 194). Der Wissenschaftsphilosoph Thomas Kuhn bezeichnet mit diesem Begriff eine Typendifferenzierung von Paradigmen als Erwartbarkeit von Erwartungserwartungen an wissenschaftliche Erkenntnisse, die als Elemente ein Ganzes mit einer gemeinsamen Funktion bilden. Sie können aber nicht mehr als ein Paradigma oder als eine paradigmatische Position zusammengefasst werden, sondern bilden eine darüber liegende Ordnungsstufe als fachwissenschaftliche Struktur. Die Geographie besitzt in diesem Sinne

mindestens zwei getrennte disziplinäre Systeme, die Physische Geographie und die Humangeographie. Beide Geographien weisen für sich genommen einen kognitiven Erwartungsstil auf, d. h. sie sind in der Lage, auf die Akkumulierung von Wissen und Fakten und damit auf die Enttäuschung von Erwartungen intern mit Lernen zu reagieren. In der gegenwärtigen Humangeographie zeigt sich dies z. B. dadurch, dass der Wert einer Theorie sich nicht länger unbedingt in ihrer Exaktheit in der Beschreibung der empirischen Welt bemisst, sondern Theorie als Theorie diskutiert und entwickelt wird und dies mitunter losgelöst von einer verifizierenden Empirie (Barnes 2001, 547). Theorieentwicklung ist damit eine eigene Form des Lernens innerhalb des disziplinären Systems der Humangeographie.

Die zwei disziplinären Systeme der Geographie, die Physische Geographie und die Humangeographie, trennt die Relation von Natur und Gesellschaft als Schnittpunkt dieser zwei disziplinären Systeme und damit zugleich kognitiven Erwartungsstile. Der die ungeklärte Beziehung von Natur und Gesellschaft bezeichnende „metaphysische Riß“ (Hard 1999, 148), cartesianische Abgrund oder „explanatory gap“ (ebd.) weist in der Geographie eine eigene Berechtigung als ein Organisationsprinzip der Erwartungsstabilisierung in der Kommunikation zwischen den zwei disziplinären Systemen auf. Wesentlich an dieserart Kommunikation ist, dass sie Erwartungserwartungen verändern kann (Jost/Olbrich 2007, 49). Die zwei disziplinären Systeme der Geographie entstehen strukturell aufgrund jeweils kognitiver Erwartungserwartungen in Bezug auf den „eigenen“ Fachgegenstand. Die Physische Geographie begegnet der Natur kognitiv, die Humangeographie der Gesellschaft und Kultur. In Bezug auf das jeweils andere disziplinäre System erlaubt dagegen die ungeklärte Relation von Natur und Gesellschaft auf richtig/falsch oder Recht/Unrecht rekurrende normative Erwartungserwartungen an wissenschaftliche Erkenntnisse. Die unklare Relation von Natur und Gesellschaft ermöglicht eine Umstellung des kognitiven auf einen normativen Erwartungsstil in der Kommunikation. Es braucht HumangeographInnen nicht peinlich zu sein, die aktuellsten Forschungsergebnisse zu Nivationsnischen nicht zu kennen. Genauso wenig benötigen physische GeographInnen Kenntnisse von neusten Arbeiten zum metropolitanen Habitus. In gemeinsamen Forschungsprojekten können beide selbstverständlich wechselseitig davon ausgehen, dass ihr Gegenüber in Bezug auf seinen Fachgegenstand „weiß, wovon er spricht“. Dieser Normativismus entsprechend den Erwartungserwartungen des jeweils anderen disziplinären Systems führt mithin zu einer Verfestigung der Geographie als eine einheitliche wissenschaftliche Disziplin, die nach außen zugleich Natur- und Gesellschaftswissenschaft sein kann und mit dieser Konstellation erfolgreich um Forschungsgelder konkurriert, etwa bei der Natural Hazards-Forschung, fachintern hingegen von Natur- oder SozialwissenschaftlerInnen betrieben wird. Normative Erwartungen unterlaufen den wissenschaftlichen Zwang zu einer Akkumulierung von Wissen in dem jeweilig anderen disziplinären System. Die Relation von Natur zu Gesellschaft entlastet auf diese Weise Human- wie Physiogeographie von kognitiven Erwartungen in Bezug auf die wissenschaftlichen Ergebnisse des anderen disziplinären Systems, die anderenfalls zu einer Überforderung und Lähmung des Fachs führen würden.

Lernen ist in der Geographie zunächst nur in Bezug auf das eigene disziplinäre System nötig. In Hinblick auf das andere disziplinäre System ist dagegen ein normativer Erwartungsstil möglich, der auf den Kategorien richtig/falsch beruht. Dieser Normativismus zeigt sich theoretisch z. B. in der Idee der Anpassung der Kultur an die Natur, das sich in der klassischen Geographie wie in der modernen Kulturökologie findet oder der Anpassung der Natur an die Kultur, wie sie von nichtmodernen Ontologien beschrieben wird (Haraway 1992). Die Vielschichtigkeit der Kommunikation zwischen zwei disziplinären Systemen führt paradoxerweise zu einer Erwartungsstabilisierung, da beide disziplinäre Systeme in Hinblick auf die Forschungsergebnisse des jeweils anderen Systems von vornherein normativ erwarten. Es entsteht über diese fachinterne Struktur eine „Ordnung, [die] von keinem Akteur gewollt ist“ (Braun 2003, 352), da sie die Trennung der Geographie in zwei unterschiedliche disziplinäre Systeme verstetigt. Gleichzeitig ermöglicht diese interne Behandlung der Natur-Gesellschafts-Relation eine Festigung der Einheit des Fachs. Die Geographie sichert sich auf diese Weise einen Fundus an Forschungsthemen, die sie in ihrem jeweiligen disziplinären System zu bearbeiten weiß. Das von Niklas Luhmann in der europäischen Geistesgeschichte beobachtete Prinzip, dass der Zugewinn an Wissen über die Natur gleichzeitig eine Verschiebung zum normativen Erwarten bedeutete, um die Geltung der Erwartungen, die z. T. zunächst göttliche Prinzipien waren, im Enttäuschungsfall gesellschaftlich durchzuhalten (Luhmann 1999, 14), trifft in abgewandelter Form auf die Geographie zu. Hier sichert die Umstellung auf normatives Erwarten in Hinblick auf das Natur-/Gesellschaftsverhältnis die Einheit des Fachs als Wissenschaft.

4 Zwei Formen der Erwartungsstabilisierung in der Geographie

Die Funktion der Relation von Natur und Gesellschaft als interne Erwartungsstabilisierung und damit Strukturbildung in der Geographie verdeutlichen nachfolgend zwei ausgewählte Paradigmata der Betrachtung von Natur *und* Gesellschaft in der Geographie. Die zwei Paradigmen repräsentieren zeitlich wie theoretisch unterschiedliche Forschungsansätze in der Geographie. Die Kulturökologie und die non-representational theory reagieren mit ihrer jeweiligen theoretischen Programmatik auf die Entstehung der zwei unterschiedlichen disziplinären Systeme in der Hochschulgeographie, indem sie auf der Grundlage ihrer theoretischen Basisannahmen eine Umstellung des Erwartungsstils von kognitiv auf normativ ermöglichen und auf diese Weise Erwartungserwartungen und damit die Struktur des Fachs festigen. Die Kulturökologie geht dabei von einem Primat der Natur aus. Die non-representational theory sieht die Gesellschaft als wesentlich an.

4.1 Kulturökologie

Das Natur-/Gesellschaftsverhältnis ist ein bedeutender Forschungsgegenstand in der Kulturökologie, die vor allem in der nordamerikanischen Geographie einen prominenten Platz einnimmt. Die Kulturökologie erweitert die Ökologie als die Lehre von den Bezie-

hungen zwischen den Lebewesen und interessiert sich für die besonderen Ausprägungen dieser Beziehungen als Folge ihrer Gestaltung durch die menschliche Kultur (Casimir 1993, 216). Die Kulturökologie folgt dem paradigmatischen Gedanken der Anpassung einer spezifischen Kultur an die Natur. Allerdings ist die in früheren geographischen Arbeiten vertretene Ansicht einer Beziehung von Kultur zu Natur in Form einer über kulturelle Lernprozesse erreichten Anpassung an die natürlichen und nicht veränderlichen Voraussetzungen eines Areals in der Kulturökologie nicht zu halten (als ein solches Beispiel Schmidt 1963). Das Mensch/Umweltverhältnis bestimmt sich stärker über die Stellung der Menschen zueinander (Casimir 1993, 222).

Die gegenwärtige Forschungsrichtung der Kulturökologie ist als ein systemtheoretischer, kybernetischer und ökologischer Versuch lesbar, die Veränderung menschlicher Kultur in der Auseinandersetzung mit der Natur zu erforschen. Die Kulturökologie setzt dabei voraus, dass menschliche Handlungen, genauso wie andere Aktivitäten von nicht-menschlichen Organismen, bestimmte funktionale Rollen innerhalb von Ökosystemen spielen und dass diese Rollen zur Kohärenz und zum Fortbestand des Systems beitragen (Braun 2005, 153). In der Kulturökologie zeigt sich ein kognitiver Erwartungsstil in Bezug auf die ökologische Funktion bestimmter kultureller Praktiken, wie z. B. Methoden der shifting cultivation oder von umweltbezogenen Ritualen, die sie im Rahmen ihrer Forschungsprojekte bearbeitet. Diese Praktiken werden jedoch in einen normativen Rahmen der „Adaption an“ und „Regulation von“ bestimmten Umweltbedingungen eingepasst (ebd.). Die kulturbasierten Forschungsergebnisse der Kulturökologie sind daher überwiegend Ausdruck der Anpassung einer Kultur an die gegebene Umwelt. Der in der Kulturökologie in seiner Ausformung umstrittene Begriff der Anpassung oder „Einnischung“ (Casimir 1993, 218) meint keinen aktiven Prozess, der die Umwelt verändert würde, sondern die Existenz von bestimmten Freiheitsgraden des Handelns innerhalb von komplexen Ökosystemen, wobei deren Nutzung als Anpassung interpretiert werden kann (Friedman 1979, 254). Diese Vorstellung ist deutlich verschieden von dem früheren kybernetischen Anpassungsgedanken des stabilen Gleichgewichts (Ashby 1940, 483). Die normative Interpretation sichert die kulturökologischen Erwartungserwartungen in Bezug auf die Brücke zwischen der natürlichen Umwelt und den darin auffindbaren kulturellen Praktiken. Unabhängig von einzelnen Forschungsergebnissen in den Kultur- oder Naturwissenschaften ist das Verhältnis von Natur und Kultur in der Kulturökologie ein Produkt der Nutzung von Freiheitsgraden des Handelns in einer Umwelt und damit der Ausdruck von Adaption.

In der Kulturökologie werden die Logiken, Wahlmöglichkeiten und Imperative täglicher Praxis der menschlichen Auseinandersetzung mit der Umwelt in einem praktischen und universellen Sinn interpretiert. Die Erwartungen in der Kulturökologie sind hingegen normativ in der Annahme, dass menschliches Handeln in Bezug auf die direkte Umwelt meist bestmöglich unter den gegebenen sozialen und ökologischen Bedingungen eines Ortes ist (Robbins 2005, 180f.). Über diesen doppelten Normativismus von Optimum und Anpassung gelingt es der Kulturökologie, die Erwartungen an die Relation von Kultur und

Natur fachintern stabil zu halten. Für den US-amerikanischen Geographen Turner II ist die Kulturökologie gerade wegen dieser normativen Aufrechterhaltung des Verhältnisses von Natur und Gesellschaft geographieintern in Hinblick auf Drittmittel, Stipendien und Publikationsoutput äußerst erfolgreich (Turner II 1989, 91). Diese normative Erwartungserwartung sichert für Turner II überhaupt erst den Zusammenhalt und Fortbestand des Fachs, den er bei einer offeneren Herangehensweise an die Natur-Gesellschafts-Relation nicht gesichert sähe. „I do contend that nature-society perspectives are fundamental to virtually all the possible „cores“ of our discipline, and that historically geography has weakened itself when it has de-emphasized this branch“ (ebd., 92). Das Festhalten an einem Primat der natürlichen Bedingungen in ihrer Beziehung zur Kultur und Gesellschaft liefert der Geographie neben der Selbstvergewisserung darüber hinaus die „chimera of unity in which physical and human geography might be welded into a seamless, holistic discipline“ (Zimmerer 1996, 180, ähnlich, schon deutlich früher und mit stärkerer Betonung der geographischen Zwitterposition: Barrows 1923, 4). Die Kulturökologie füllt damit als in den zwei disziplinären Systemen der Geographie verortete Forschungsrichtung eine wichtige funktionale Rolle aus. Sie erlaubt es, Erkenntnisse der Kultur- wie Naturwissenschaften getrennt zu verarbeiten und liefert anschließend den theoretischen Überbau, um diese Erkenntnisse normativ aufeinander zu beziehen. Kulturökologisches Denken ist mit dieser wissenschaftstheoretischen Funktion ebenfalls wissenschaftsextern erfolgreich und unterstützt die Arbeit von NGOs in der Entwicklungszusammenarbeit genauso wie Projekte der Weltbank, da KulturökologInnen sowohl empirisch tätig sind und gleichzeitig synthetische Ansatzpunkte liefern, um Ökosysteme mit den Logiken des menschlichen Handelns zu verknüpfen (Robbins 2005, 181).

4.2 Non-representational theory

Die Auffassung, dass Natur und Gesellschaft ontologisch und epistemologisch unterschiedliche Entitäten bilden, sehen konstruktivistische und postkoloniale Positionen als eine europäische Idee der Moderne an, die im Kontext der Kolonialisierung einen Siegeszug in der globalen Wissenschaft angetreten hat (Clark 2003, 169). Die Humangeographie bietet mit der britischen non-representational theory eine sich gegen dieses dualistische Grundprinzip der Moderne richtende Denkschule an, die als eine nicht-moderne Ontologie (Haraway 1992, 304) beschreibbar ist. Die non-representational theory ist eher eine Sammlung von Ideen, Theorien und Schreibstilen als eine kohärente und in sich logisch durchkomponierte Sozialtheorie (Thrift 1999, 2008). Eine ihrer vielen Grundannahmen ist die Überwindung der dualistischen Konstruktion von Natur und Gesellschaft, um zu einer konsistenten Verknüpfung dieser zwei Kategorien zu gelangen. Die non-representational theory gibt die tradierte Vorstellung einer guten Ordnung der vorgängigen Natur für die neuartige Vorstellung einer hybriden gesellschaftlichen Natur auf (Thrift 2002, 292).

In der non-representational theory spielen die Arbeiten zu Performanz und Performativität der amerikanischen Philosophin Judith Butler eine bedeutende Rolle, um die

Konstruiertheit der Natur zu konzeptionalisieren. Butler rückt die performative Dimension menschlichen Lebens, die Performanz als „darstellerische Realisierung“ (Butler 1997, 123) von Handlungen und Diskursen, in den Mittelpunkt ihres Denkens und führt dies am Beispiel der sozialen und performativen Konstruktion des Geschlechts vertieft aus. Butler sieht in der biologischen Stofflichkeit und der Natur des Geschlechts ein soziales Konstrukt, das durch die gesellschaftlichen Institutionen hervorgebracht wird. Natur gerinnt zu einer mentalen Vorstellung, die lediglich über sozial eingebettete und mit Bedeutungsauf-ladungen versehene Sprache produziert wird. Natur ist ein über die Performativität sprachlich produzierter Normen hergestelltes soziales Produkt (Butler 1991, 185). Damit wird der biologische Körper ein Medium der gesellschaftlichen Einschreibung von Normen und das soziale Geschlecht eine iterative Performanz. Die Natur des biologisch-geschlechtlichen Körpers wird so zur unhinterfragten Rechtfertigung der sozial gewollten Geschlechts-identität (ebd., 217). Butler liest den biologischen Körper als Metonymie der Gesellschaft. Sie folgert aus diesem Verhältnis, dass der menschliche Körper als Ort der kulturellen Ein-schreibung gleichzeitig der Ort der Überschneidung und diskursiven Aushandlung von Na-tur und Gesellschaft ist und damit in seiner Durchlässigkeit und Verwundbarkeit einen Ort der Gefahr für die soziale Ordnung der Gesellschaft darstellt (ebd., 195).

Die non-representational theory und die von ihr verwendeten Konzepte der Performanz und Performativität (für einen Überblick über letzteres: Dirksmeier 2009) liefern der Geographie eine konstruktivistische Vorstellung von Natur und Gesellschaft, die bis dato im Fach kaum eine Rolle spielte (Thrift 2002, 296). Die Idee der performativen Konstruktion von Natur in der non-representational theory ermöglicht die Erwartungsstabilisierung im disziplinären System der Humangeographie. Diese Position unterscheidet sich von der Kulturökologie jedoch dadurch, dass für die non-representational theory die Natur das Ergebnis und nicht die Voraussetzung kultureller Erkenntnisse ist. Dies lässt sich in Bezug auf die Relation von Natur und Gesellschaft als normativer Erwartungsstil klassifizieren. Es ändert sich jedoch die Richtung. Die Gesellschaft determiniert jetzt die Natur als rein soziales, iterativ entstandenes Konstrukt. Naturwissenschaftliche Erkenntnisse können auf diese Weise normativ als soziale Konstruktionen in die Struktur der Geographie inkludiert werden. Die Kulturökologie denkt dagegen das Verhältnis von Natur und Kultur als einen Primat der Natur.

Die non-representational theory geht von vorneherein von einer gesellschaftlichen per-formativen Konstruktion von Natur aus und liefert keine historische Analyse der Natur-/ Gesellschaftsunterscheidung. Das für die non-representational theory wesentliche Per-formativitätskonzept von Judith Butler nimmt am Anfang die normative Setzung der gege-benen Natur vor. Die Performanztheorie Butlerscher Provenienz beginnt folglich mit der Grundfigur der normativen Erwartungserwartung einer gegebenen Natur, um diese über ih-ren Performativitätsbegriff in eine kognitive Erwartungserwartung zu überführen. Ihre Ana-lyse der Performativität des menschlichen Geschlechts bezieht sich letztlich nicht auf eine vorgängige Entität, sondern fasst Natur als iteratives performatives Konstrukt auf. Vom

Standpunkt der Geographie aus überführt die non-representational theory letztlich die Natur-Gesellschafts-Relation vollständig in das disziplinäre System der Humangeographie, da die Natur als iterativer und performativer und damit genuin sozialer Prozess aufgefasst wird. Die Funktion des Natur-/Gesellschafts-Verhältnisses bleibt jedoch intakt. Es ermöglicht die normative Erwartung in Bezug auf naturwissenschaftliche Erkenntnisse als soziale Konstruktionen. Dieser normative Erwartungsstil stützt damit das disziplinäre System der Humangeographie, allerdings nicht ausschließlich in Bezug auf die Erkenntnisse der naturwissenschaftlichen Geographie, sondern der Naturwissenschaften allgemein.

5 Schlussbemerkungen

Ziel des Beitrags war die Analyse der Funktion der Relation von Natur und Gesellschaft in der Geographie. Der Beitrag zeigte an zwei Beispielen, dass erst das ontologisch wie epistemologisch ungeklärte Verhältnis zwischen den beiden basalen Kategorien Natur und Gesellschaft dafür Sorge trägt, dass die Geographie Erwartungen an selbstgewonnene wie geographieexterne wissenschaftliche Erkenntnisse verstetigen und somit als *eine* wissenschaftliche Disziplin bestehen kann. Der Vergleich von zwei geographischen Paradigmen zeigt, dass dieses Argument des fachinternen Strukturaufbaus über Erwartungserwartungen anhand eines epistemologisch unlösbaren Problems in theoretisch wie zeitlich disparate Konzeptionalisierungen des Verhältnisses von Natur und Gesellschaft in der Geographie zu finden ist. Die Relation von Natur und Gesellschaft ermöglicht aufgrund ihrer Ungeklärtheit eine Umstellung des kognitiven Erwartungsstils in Hinblick auf wissenschaftliche Erkenntnisse auf einen normativen Erwartungsstil und entlastet so die Geographie von Kontingenz. In dieser Entlastung liegt der große Nutzen des ungelösten Problems der Relation von Natur und Gesellschaft (Baecker/Kluge 2003, 57). Die Trennung in die zwei disziplinären Systeme der Physischen Geographie und Humangeographie wird durch diesen Normativismus in Bezug auf die jeweils von der anderen Teildisziplin erbrachten Forschungsergebnisse hingegen verstetigt. Gleichzeitig erlaubt die normative Erwartung in Bezug auf die Erkenntnisse des jeweils anderen disziplinären Systems der Geographie ohne eigene Epistemologie als kohärentes universitäres Fach zu reüssieren.

Die Geographie ist mit einem Ansteigen ihres gesellschafts- wie naturwissenschaftlichen Wissens darauf verwiesen, eine fachinterne Struktur durch wechselseitige normative Erwartungserwartungen an die Erkenntnisse des jeweils anderen disziplinären Systems zu erreichen. Der wissenschaftliche Fortschritt mit seiner Wissenszunahme zwingt sie dazu. Gleichzeitig scheint sie in der Lage zu sein, gerade diese fachlich erzwungene Integration von Natur- und Gesellschaftswissenschaft zu ihrem Vorteil zu nutzen. Die im Zuge des globalen Klimawandels prosperierende Naturrisikoforschung ist nur ein Beispiel für diesen Prozess.

Literatur

- Ashby, William R. 1940: Adaptiveness and Equilibrium. In: *Journal of Mental Science* 86. S. 478-483.
- Baecker, Dirk 2007: *Form und Formen der Kommunikation*. Frankfurt/M.
- Baecker, Dirk, Kluge, Alexander 2003: *Vom Nutzen ungelöster Probleme*. Berlin.
- Bahrenberg, Gerhard 1995: Der Bruch der modernen Geographie mit der Tradition. In: Ute Wardenga, Ingrid Hönsch (Hg.): *Kontinuität und Diskontinuität der deutschen Geographie in Umbruchphasen. Studien zur Geschichte der Geographie. (= Münstersche Geographische Arbeiten, Heft 39)* Münster. S. 151-159.
- Bahrenberg, Gerhard, Kuhm, Klaus 2000: Regionalität – ein Phänomen der Weltgesellschaft. In: *Informationen zur Raumentwicklung* (9/10). S. 623-634.
- Barnes, Trevor J. 2001: Rethorizing Economic Geography: From the Quantitative Revolution to the „Cultural Turn“. In: *Annals of the Association of American Geographers* 91. S. 546-565.
- Barrows, Harlan H. 1923: Geography as Human Ecology. In: *Annals of the Association of American Geographers* 13. S. 1-14.
- Brand, Karl-Werner 2008: Soziologie und die ökologische Problematik. Wie Natur in die Soziologie zurückkehrt. In: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 82. S. 151-172.
- Braun, Bruce 2005: Nature and Culture: On the Career of a False Problem. In: James S. Duncan, Nuala C. Johnson, Richard H. Schein (Hg.): *A Companion to Cultural Geography. (= Blackwell Companions to Geography, Vol. 4)* Malden u.a. S. 151-179.
- Braun, Bruce 2009: Nature. In: Noel Castree, David Demeritt, Diana Liverman, Bruce Rhoads (Hg.): *A Companion to Environmental Geography. (= Blackwell Companions to Geography, Vol. 9)* Malden u.a. S. 19-36.
- Braun, Dietmar 2003: Transintentionalität und Ordnung. In: Rainer Greshoff, Georg Kneer, Uwe Schimank (Hg.): *Die Transintentionalität des Sozialen*. Wiesbaden. S. 351-366.
- Butler, Judith 1991: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M.
- Butler, Judith 1997: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt/M.
- Casimir, Michael J. 1993: Gegenstandsbereiche der Kulturökologie. In: Thomas Schweizer, Margarete Schweizer, Waltraut Kokot (Hg.): *Handbuch der Ethnologie*. Berlin. S. 215-239.
- Clark, Nigel 2003: Feral Ecologies: Performing Life on the Colonial Periphery. In: Wallace Heim, Bronislaw Szerszynski, Claire Waterton (Hg.): *Nature Performed: Environment, Culture and Performance. (= The Sociological Review Monographs)* Oxford. S. 163-182.
- Collis, Christy, Stevens, Quentin 2007: Cold Colonies: Antarctic Spatialities at Mawson and McMurdo Stations. In: *Cultural Geographies* 14. S. 234-254.

- Dirksmeier, Peter 2009: Performanz, Performativität und Geographie. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 83. S. 241-259.
- Eder, Klaus 1988: Die Vergesellschaftung der Natur. Studien zur sozialen Evolution der praktischen Vernunft. Frankfurt/M.
- Eisel, Ulrich 1982: Regionalismus und Geographie. Über die Unmöglichkeit einer Gesellschaftswissenschaft als Raumwissenschaft und die Perspektive einer Raumwissenschaft als Gesellschaftswissenschaft. In: Peter Sedlacek (Hg.): Kultur-/Sozialgeographie. Beiträge zu ihrer wissenschaftstheoretischen Grundlegung. Paderborn u.a. S. 125-150.
- Eisel, Ulrich 1992: Individualität als Einheit der konkreten Natur: Das Kulturkonzept der Geographie. In: Bernhard Glaeser, Parto Teherani-Krönner (Hg.): Humanökologie und Kulturökologie: Grundlagen, Ansätze, Praxis. Opladen. S. 107-151.
- Fischer-Lescano, Andreas, Liste, Philip 2005: Völkerrechtspolitik. Zu Trennung und Verknüpfung von Politik und Recht der Weltgesellschaft. In: Zeitschrift für Internationale Beziehungen 12. S. 209-249.
- Flitner, Michael 1998: Konstruierte Naturen und ihre Erforschung. In: Geographica Helvetica 53. S. 89-95.
- Friedman, Jonathan (1979): Hegelian Ecology: Between Rousseau and the World Spirit. In: P. C. Burnham, R. F. Ellen (Hg.): Social and Ecological Systems. (= A.S.A. Monograph, Vol. 18) London u.a. S. 253-270.
- Gandy, Matthew 2005: Das Wasser, die Moderne und der Niedergang der bakteriologischen Stadt. In: Leviathan 33. S. 522-543.
- Goldman, Michael, Schurman, Rachel A. 2000: Closing the „Great Divide“: New Social Theory on Society and Nature. In: Annual Review of Sociology 26. S. 563-584.
- Hanson, Susan 1999: Isms and Schisms: Healing the Rift between the Nature-Society and Space-Society Traditions in Human Geography. In: Annals of the Association of American Geographers 89. S. 133-143.
- Haraway, Donna 1992: The Promises of Monsters: A Regenerative Politics for Inappropriate/d Others. In: Lawrence Grossberg, Cary Nelson, Paula A. Treichler (Hg.): Cultural Studies. New York/London. S. 295-337.
- Hard, Gerhard 1964: Geographie als Kunst. Zu Herkunft und Kritik eines Gedankens. In: Erdkunde 18. S. 336-341.
- Hard, Gerhard 1983: Zu Begriff und Geschichte der „Natur“ in der Geographie des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Götz Großklaus, Ernst Oldemeyer (Hrsg.): Natur als Gegenwelt. Beiträge zur Kulturgeschichte der Natur. (= Karlsruher kulturwissenschaftliche Arbeiten) Karlsruhe. S. 139-167.
- Hard, Gerhard 1999: Raumfragen. In: Peter Meusbürger (Hg.): Handlungszentrierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion. (= Erdkundliches Wissen, Bd. 130) Stuttgart. S. 133-162.
- Herder, Johann Gottlieb 2001/1784?: Von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Notwen-

- digkeit der Geographie. In: Josef Birkenhauer. Traditionslinien und Denkfiguren. Zur Ideengeschichte der sogenannten Klassischen Geographie in Deutschland. (= Erdkundliches Wissen, Bd. 133). Stuttgart. S. 110-114.
- Järvikoski, Timo 1996: The Relation of Nature and Society in Marx und Durkheim. In: *Acta Sociologica* 39. S. 73-86.
- Jost, Jürgen, Olbrich, Eckehard 2007: Luhmanns Gesellschaftstheorie: Anregung und Herausforderung für eine allgemeine Theorie komplexer Systeme. In: *Soziale Systeme* 13. S. 46-57.
- Krieger, Martin H. 1973: What's Wrong with Plastic Trees? In: *Science* 179. S. 446-455.
- Kroch, Anthony 1996: Dialect and Style in the Speech of Upper Class Philadelphia. In: John Baugh, Crawford Feagin, Gregory Guy, Deborah Schiffrin (Hg.): *Towards a Social Science of Language. Papers in Honor of William Labov. Volume 1. Variation and Change in Language and Society.* (= Amsterdam Studies in the Theory and History of Linguistic Science, Vol. 127) Amsterdam/Philadelphia. S. 23-45.
- Kuhn, Thomas S. 1976: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen.* Frankfurt/M.
- Luhmann, Niklas 1987: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie.* Frankfurt/M.
- Luhmann, Niklas 1993: Ethik als Reflexionstheorie der Moral. In: Niklas Luhmann. *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft Band 3.* Frankfurt/M. S. 358-447.
- Luhmann, Niklas 1998: *Die Gesellschaft der Gesellschaft. Zwei Bände.* Frankfurt/M.
- Luhmann, Niklas 1999: Über Natur. In: Niklas Luhmann. *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft Band 4.* Frankfurt/M. S. 9-30.
- Luhmann, Niklas 2008a: Are There Still Indispensable Norms in Our Society? In: *Soziale Systeme* 14. S. 18-37.
- Luhmann, Niklas 2008b: *Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen? 5. Auflage.* (= Neue Bibliothek der Sozialwissenschaften) Wiesbaden.
- Luhmann, Niklas 2008c: *Einführung in die Systemtheorie.* Herausgegeben von Dirk Baecker. Heidelberg.
- Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft 2006: Themenheft „Auf dem Weg zur ‚Dritten Säule‘“. Band 148.
- Pohl, Jürgen 2004: Besprechung von: Thomas Krämer-Badoni und Klaus Kuhm (Hrsg.): *Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie.* Opladen 2003. In: *Geographische Zeitschrift* 92. S. 245-247.
- Robbins, Paul 2005: Cultural Ecology. In: James S. Duncan, Nuala C. Johnson, Richard H. Schein (Hg.): *A Companion to Cultural Geography.* (= Blackwell Companions to Geography, Vol. 4) Malden u.a. S. 180-193.
- Rueff, Jacques 1955: Order in Nature and Society. In: *Diogenes* 3. S. 1-16.

- Scheff, Thomas J. 1967: Toward a Sociological Model of Consensus. In: *American Sociological Review* 32. S. 32-46.
- Schmidt, Alois 1963: Das Bremer Becken. In: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 30. S. 1-31.
- Schultz, Hans-Dietrich 1998: Herder und Ratzel: Zwei Extreme, ein Paradigma? In: *Erdkunde* 52. S. 127-143.
- Siegert, Martin J., J. Cynan Ellis-Evans, Martyn Tranter, Christoph Mayer, Jean-Robert Petit, Andrey Salamatin, John C. Priscu 2001: Physical, Chemical and Biological Processes in Lake Vostok and Other Antarctic Subglacial Lakes. In: *Nature* 414, S. 603-609.
- Thrift, Nigel 1999: Steps to an Ecology of Place. In: John Allen, Doreen Massey, Philip Sarre (Hg.) *Human Geography Today*. Cambridge u.a. S. 295-322.
- Thrift, Nigel 2002: The Future of Geography. In: *Geoforum* 33. S. 291-298.
- Thrift, Nigel 2008: *Non-Representational Theory. Space, Politics, Affect*. London/New York.
- Turner II, B. L. 1989: The Specialist-Synthesis Approach to the Revival of Geography: The Case of Cultural Ecology. In: *Annals of the Association of American Geographers* 79. S. 88-100.
- Weichhart, Peter 2001: Humangeographische Forschungsansätze. In: Wolfgang Sitte, Helmut Wohlschlägl (Hg.): *Beiträge zur Didaktik des „Geographie- und Wirtschaftskunde“-Unterrichts*. (= Materialien zur Didaktik der Geographie und Wirtschaftskunde, Bd. 16) Wien. S. 182-198.
- Weichhart, Peter 2003: Gesellschaftlicher Metabolismus und Action Settings. Die Verknüpfung von Sach- und Sozialstrukturen im alltagsweltlichen Handeln. In: Peter Meusburger, Thomas Schwan (Hg.): *Humanökologie. Ansätze zur Überwindung der Natur-Kultur Dichotomie*. (= Erdkundliches Wissen, Bd. 135) Wiesbaden/Stuttgart. S. 15-44.
- Zimmerer, Karl S. 1996: Ecology as Cornerstone and Chimera in Human Geography. In: Carville Earle, Kent Mathewson, Martin S. Kenzer (Hg.): *Concepts in Human Geography*. London/Boston. S. 161-188.

Anmerkungen

- 1 Für wertvolle Hinweise zu früheren Versionen des Manuskriptes danke ich Olivier Graefe, Benedikt Korf, Antje Schlottmann und Hans-Dietrich Schultz. Große Teile der Argumentation habe ich im April 2010 in einem Vortrag im Kolloquium des Geographischen Instituts der Universität Mainz vorgestellt. Ich danke allen Diskutantinnen und Diskutanten für ihre konstruktiv-kritischen Nachfragen und Kommentare.
- 2 Gesellschaft bezeichnet nach Luhmann das umfassendste soziale System, „das alle anderen sozialen Systeme in sich einschließt“ (Luhmann 1998, 78). Gesellschaft ist die Gesamtheit der aktualisierten Kommunikationen und besteht aus nichts anderem als Kommunikation. Dies hat zur Folge, dass die Menschen wie die anderen sozialen Sys-

- teme die interne Umwelt der Gesellschaft und nicht die Gesellschaft selbst bilden. Natur und Technik stellen dagegen die externe Umwelt der Gesellschaft dar.
- 3 Diese Tendenz führt konsequenterweise dazu, dass in der Geographie eine Vielzahl an Paradigmen nebeneinander bestehen. Weichhart zählt allein für die Humangeographie derzeit mindestens zwölf unterschiedliche Paradigmen (Weichhart 2001).
 - 4 Es widerspricht beispielsweise der Natur, Zinsen zu verlangen, da sich artifizielle Dinge, wie etwa das Geld, nicht durch sich selbst vermehren können. Die reine Möglichkeit, Zinsen zu nehmen, führte konsequenterweise nicht zu einem Verwerfen der Naturvorstellung, sondern zur moralischen Verurteilung der Abweichung. Das vormoderne Naturkonzept ist damit *sui generis* moralisch (Luhmann 1993, 384).
 - 5 Man kann diese Wandlung in der Naturvorstellung gut an den soziologischen Klassikern ablesen, die etwa 100 Jahre später bereits eine vollständig verschiedene Vorstellung von Natur und dem Verhältnis von Natur und Gesellschaft zeigen. Emil Durkheim als einer der Gründerväter der modernen Soziologie lässt ein Verständnis von Natur und Gesellschaft erkennen, dass in der Ablehnung der dualistischen Perspektive auf Natur und Gesellschaft wurzelt. Die Gesellschaft ist ein Teil der Natur und eine Realität für sich. Durkheim kontrastiert nicht Gesellschaft und Natur, sondern ihm gilt die Gesellschaft als ein Teil der Natur, wobei sie zugleich den hierarchisch am höchsten angesiedelten Teil darstellt. Durkheim akzeptiert einen Einfluss natürlicher Prozesse auf die Gesellschaft, aber er sieht gleichzeitig ein Primat sozialer Faktoren. Die Natur kennzeichnet vor allem eine Regelmäßigkeit und Monotonie, die der Gesellschaft fehlt. Aus diesem Grund ist ein Wandel der Natur für Durkheim nicht bedrohlich, sondern für die Gesellschaft potenziell (Järvikoski 1996, 79-80). Natürlicher Wandel ist bei Durkheim eine klare Aufgabe für die Selbsterhaltung der Gesellschaft. Diese Konzeption des gesellschaftlichen Naturverhältnisses spiegelt die Wandlung der Natursemantik im 18. Jahrhundert wider.
 - 6 Die stratifikatorische Differenzierung zeichnet sich dadurch aus, dass eine Person zunächst einer Familie und damit einer bestimmten gesellschaftlichen Schicht angehört, diese als System durch eine systeminterne Gleichheit der vorhandenen Positionen gekennzeichnet ist und dass die anderen Schichten als Systeme wiederum Systemumwelten zueinander bilden (Luhmann 1998, 679-683).
 - 7 Ein stadtgeographisches Beispiel illustriert dieses Argument. Das Aufkommen der ersten zentralen Wasserversorgungen in den Städten Europas, in Paris 1802 und London 1808, brachte neben der Ver- auch die Entsorgung von Abwässern. Gerade an der Abwasserentsorgung entzündete sich der Protest gegen die hygienepolitische Neuerung, da mit den Fäkalien gleichzeitig der Dünger für die städtischen Felder entsorgt wurde, was man als Raubbau an der Natur empfand. Die moderne technische Versorgungsinfrastruktur verlangte somit nach einer grundlegenden Umgestaltung des Verhältnisses von Natur und Gesellschaft. Die Abwasserentsorgung musste auf der einen Seite als Eingriff in die Gesellschaft und nicht in die Natur begründet werden, und auf der ande-

ren Seite musste die moralische Bewertung der Abwasserentsorgung entfallen (Gandy 2005, 526-527).

- 8 Es tritt nachfolgend schnell das Problem auf, zu entscheiden, was als Natur gelten darf. Zählen die Niagarafälle zur Natur, obwohl hier bereits seit den 1970er Jahren die Wassermenge künstlich reguliert wird, um die rückschreitende Erosion an der Kante zu reduzieren? Oder sind die Niagarafälle ein soziales Produkt oder ein Hybrid, weil ihre äußere Form ohne diese Regulierung längst eine andere wäre (Krieger 1973, 447-448)?
- 9 Die Thematisierung der Äquivalenzbeziehung von Natur und Gesellschaft wird geographieintern nicht ausschließlich über theoretische Akzentuierungen verhandelt, sondern steht darüber hinaus unter dem Druck einer beobachtenden Öffentlichkeit, die Umweltprobleme als einen Aspekt dieses Verhältnisses begreift (Brandt 2008, 153). Mit dieser Beobachtung kehrt die Moral als Umweltproblematik nicht in die Semantik der Natur zurück, aber sie wird ein Teil der Konstruktionsmodi von Natur. Die gesellschaftsinternen moralischen Symbolisierungen der Natur produzieren letztlich normative Vorstellungen des sozialen Umgangs mit der Natur.

Wolf-Dieter Narr ■

Wie kommt's zum Raum-Echo?

Ulrich Eisel: Landschaft und Gesellschaft. Räumliches Denken im Visier. Münster 2009.

Olaf Kühne: Distinktion – Macht – Landschaft. Zur sozialen Dimension von Landschaft. Wiesbaden 2008

Benno Werlen: Globalisierung, Region und Regionalisierung. Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen, Bd. 2. Stuttgart 2007. 2., völlig neu bearbeitete Auflage.

Benno Werlen (Hg.): Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen, Bd. 3: Ausgangspunkte und Befunde empirischer Forschung. Stuttgart 2007.

Annette Voigt: Die Konstruktion der Natur. Ökologische Theorien und politische Philosophien der Vergesellschaftung. Stuttgart 2009.

„Zu wissen, worin diese (Perspektive, WDN) tatsächlich besteht, setzt aber voraus, über die Logik und die Dynamik von ausgewählten Konzeptualisierungen etwas zu wissen, wenn und weil man sich politisch ihren Folgen stellen muß. Andernfalls posaunt man alle zehn Jahre eine neue Theorie aus und wundert sich in denselben Abständen, daß es nicht das Gelbe vom Ei war und zudem mit dem Ergebnis, daß mit großem Aufwand wieder abgerissen werden muß, was zuvor mit hohen Kosten an materieller und sozialer Realität gebaut wurde. (Die Geschichte der Stadt-, Regional- und Raumplanung ist ein Paradebeispiel dafür, die Bildungsplanung ein anderes.)“ (Ulrich Eisel, S. 231).

Im Zuge des (ur-)deutschen Mottos, das mehr gegenwarts-kritisches Angedenken verdient, „Volk ohne Raum“ (heute seltsam verkehrt in ‘Raum ohne Volk’) (Hans Grimm, Thilo Sarrazin) und der davon mit induzierten nationalsozialistischen Großraumpolitik (‘deutschen Lebensraum’ im Osten zu kolonisieren, in „Mein Kampf“ propagiert, im und rund um den 2. Weltkrieg mörderisch realisiert) wurden in deutschen Landen nach 1945 geopolitische Argumentationen seltener geäußert. Verhalten und eher verfremdet. Politische und soziale Wirklichkeiten wurden indes nach dem 2. Weltkrieg unvermindert von geopolitischen Interessen geschoben und beflügelt. Wissenschaftliche Kofferträger rationalisierten realpolitische Traktate. Zuerst, fast ein halbes Jahrhundert, traten diese Interessen im dichotomischen Freund-Feind-Weltenkampf des Kalten Krieges auf ganzer Sohle auf. Andere Politik wurde nahezu gleichgeschaltet. Schübe über Schübe militärischer Vor- und Nachrüstungen. Noch während seiner Dauer präparierte und profilierte sich, zum anderen, das heraus, was pauschal Globalisierung genannt wird. Wie immer man ihren je erreichten

Zustand – „Globalität“ – und ihre dynamische Ex- und vor allem Intensivierung – „Globalisierung“ – in ihren hauptsächlichen Kriterien im einzelnen bezeichne, ein Umstand übertrag im Kontext der weltweiten Expansion kapitalistischer Ökonomie, so gesehen also globaler Kapitalismus, alle anderen Erscheinungsformen und Definitionsfaktoren: Dass durch eine dominante Vergesellschaftungsform die äußeren Grenzen der Oikumene erreicht sind, der Bevölkerungen, die den Erdkreis bewohnen. Nun kann die kapitalistische Dynamik führender Länder und multi-, gar transnationaler Unternehmen nicht mehr in kapitalistisch 'urbar' machbare Länder imperial expandieren (im Sinne Albert O. Hirschmans „exit“ betreiben, new frontiers überschreiten). Nun sind die agierten Kapitalakteure darauf angewiesen, im Rahmen weltweiter Konkurrenz ihre Spitzenposition zu halten. Sie sind dazu gehalten, in ihren und anderen Gesellschaften kapitalistisch unbefleckte oder nicht gänzlich durchdrungene gesellschaftliche Räume kapitalin- und extensiv aufzuheben oder innovativ zu schaffen. Die Katholizität einer Vergesellschaftungsform hat, nur oberflächlich paradox, durch die Globalisierung unterschiedliche 'Räume' des Menschen gleichgeschaltet, verengt und verknappt. Diese Beobachtung gilt schon quantitativ in mehrfachen Hinsichten. Die Zunahme sozialer und politischer „Schließungen“ (M. Weber) ist nur ein ver- und durchstaates Zeichen dafür. Damit hängt zusammen, dass Displaced Persons, ihrerseits nicht nur staatsbürgerrechtlich zu fassen, global präsent sind. Der Sommer- und Winterschlussverkauf an unbehausten oder verdrängerisch behausbaren Räumen drückt sich zusätzlich in der zunehmenden Knappheit aller lebenswichtigen Ressourcen aus. Sie wird raubgebaut im Rahmen der ihrerseits dem Wachstumsimperativ unterworfenen, anscheinhaft exklusiv gewordenen Vergesellschaftungsformation.

Probleme, Motive, Herausforderungen, die Fülle physisch „natürlichen“, sozial „kulturellen“, metaphorischen, technologisch virtuell geschaffenen Raum in der Vielzahl seiner Aspekte und Dimensionen ernster zu nehmen als je. Vor diesem Hintergrund lässt sich leicht einsehen, warum Geographie, auch Geologie zu einem wissenschaftlichen und politischen Interesse wurden, zu einem zentralen politischen (breit verstanden) und wissenschaftlichen Interesse wurden (oder dort, wo sie es nicht sind, wie teilweise in den Sozialwissenschaften, ein arger, ein deren Wissenschaftlichkeit lähmender Bedarf besteht). Angesichts dieses Problemebergs, metaphorisch schon nur räumlich zu fassen, versteht es sich, warum der sogenannte spatial turn weit über den Rahmen der Geographie hinaus angesagt war. Er ist im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts mit wachsender Anhängerschaft propagiert worden und ist nicht mehr zurückzudrehen. Er kann allenfalls in Forschung, Lehre, ja schon im schulischen Lernen verbessert werden.

Meiner Aufgabe gemäß beschränke ich mich darauf, mir wichtig erscheinende Aspekte der fünf, am Kopf dieses Artikels genannten Bücher herauszugreifen. Ich schaffe es nicht, schon weil sonst der Raum (!) des Artikels sich ungemäß dehnte, die fünf umfänglichen Bücher en détail – und den Intentionen ihrer Autorinnen und Autoren gerecht – zu präsentieren. Die Perspektive unter der ich die Bücher gelesen habe, Bücher, die mir altem und einfachem Politikwissenschaftler vorab unbekannt gewesen sind, ergeben sich aus dem

oben angedeuteten Problemhorizont. Sie ließe sich in der zweigipfligen Schlüsselfrage zuspitzen: werden die hier angezeigten Raumpräsentationen, bewusst neutral formuliert, den Gefahren des doppelten und spannungsreich zusammenhängenden Raumverlusts jeweils thematisch spezifisch in den wissenschaftlichen Modi empirisch-analytisch gerecht? Dass der soziale Raum, in dem Menschen in aller Bewegtheit unterschiedlich wohnen, in globalen Abstraktionen und ihren Dynamiken aufgehoben wird (schwäbisch: beseitigt und bewahrt in einem); dass zugleich der soziale Raum und seine geographisch-geologisch seither für nötig erachteten Lebensbedingungen auszugehen droht (man denke allein an die unterschiedlich verteilte und sich beschleunigende Bodenerosion)? Teils versuche ich diese Doppelfrage für einzelne Bücher oder Aufsätze zu beantworten, teils bücher- und autorenübergreifend. Ohne Rangfolge und ohne systematischen Unterton, aber bis zur (Un-)Kenntlichkeit verkürzend apostrophiere ich arabisch.

1. Alle Autorinnen und Autoren drücken besagten spatial turn aus und/oder sind in ihren hier präsentierten Publikationen Ausdruck desselben. Dies in bundesdeutscher Version. Und diesseits der radikalen politischen Geographie (vgl. die einschlägige angelsächsische Zeitschrift). In einer Nusschalenformulierung. Nicht Raum macht Menschen, Menschen schaffen Raum. Die Einsicht ist nicht neu. Schon Georg Simmel hat in seinem anregungsvollen Aufsatz „Der Raum und die räumlichen Ordnungen der Gesellschaft“ am Beispiel „Grenze“ festgestellt: „Die Grenze ist nicht eine räumliche Tatsache mit soziologischen Wirkungen, sondern eine soziologische Tatsache, die sich räumlich formt.“¹ Neu ist aber die „sozialgeographische“ Emphase dieser Angehörigen der Geographenzunft, die fast nur im Sinne eines kritischen Abschieds auf eine Geographie zurücksehen, die in diverser Weise „Raum“ als physische Tatsache begriff (mehr als „Gewalt“ webergemäß physisch wie soziologisch amorph). Deren begrenzende oder eröffnende Effekte auf gesellschaftliche Verhaltensformen wurden meist festen Parametern gleich weitgehend kartographisch und taxonomisch rubriziert. Nun aber werden geographische Verhalte nicht nur zu einem Teil sozialen Handelns, sie werden vielmehr einer von dessen Ausdrücken. „Geographie und Geographie-Machen“ lautet Kapitel 1 im schier umfassenden Buch Benno Werlens. Allem objektivistischen Blubo entgegen (Nazikürzel für Nazibezugskategorie: „Blut und Boden“) wird mit Hartke und vielen anderen betont, dass „Wirtschaftsführer und Politiker“, dass „wir alle unsere eigene Geographie“ machten. Mit anderen Worten: „Raum“ als physischer Sachverhalt wird zur gesellschaftlichen und individuellen Knetmasse mit kaum noch erkanntem oder vorweg interessantem Eigensinn. Er wird zu einer Kategorie sozialen, ja individuellen Handelns.

2. Von einem der deutschen Väter des von ihm und anderen überaus geliebten Paradigma-Begriffs (Kuhn), also des stattfindenden oder nur stattgehabten Paradigmenwechsels, Ulrich Eisel, wird darum folgerichtig aus „Raum“ „allgemeiner (räumlicher) Strukturmuster und allgemeiner (räumlicher) Bewegungsabläufe ein Gegenstand subjektiver Gestaltung“ (vgl. S. 24 ff. „Natur als Metapher für Modi der Subjektivität: konkrete und abstrakte Individualität“). „Es entwickelte sich“, stellt Eisel fest, freilich folgenlos der Ambi-

valenz bewusst, „eine Wahrnehmungs-, Verhaltens- bzw. Humanistische Geographie. Das war eine Richtung, die für Geographie den Raum zuletzt ganz abschaffte und Geographie nur noch durch menschliches Handeln begründete.“ (s. S. 26) „Landschaften stehen nicht auf der Erdoberfläche herum. Sie sind vielmehr Projektionsergebnisse von spezifischen Selbstvergewisserungsprozessen neuzeitlicher Menschen.“ (S. 28)

3. Der Subjektivierung und Entmaterialisierung dessen, was herkömmlich als „Raum“ bezeichnet wurde, dessen Wirkungen nicht selten zu raummateriemechanisch unterstellt worden sind, lässt wahrhaft umfassende sozioräumliche und soziozeitliche Phänomene wie Globalisierung „subjektzentriert“ betrachten (Werlen, S. 210 ff. in der Differenz zu David Harvey u. a.). „Was für globalisierte Bedingungen gilt, ist in noch radikalerer Form für die Globalisierungsprozesse zu beachten. Bedingungen und Prozesse der Globalisierung sind konstitutiv an die Konstruktion des modernen Subjekts als handlungsfähige ‘Instanz’ gebunden. Wer das ignoriert, läuft Gefahr, am Kern der Konsequenzen der Globalisierung in methodologischer wie lebenspraktischer Hinsicht vorbeizusehen.“ (S. 223) Eine der Konsequenzen aus solchen, hier nur hauchzart aufgedeckten Prämissen lautet: „Nicht die wissenschaftliche Kategorisierung der Welt als *die Geographie der Dinge* ist dann das Hauptanliegen. Vielmehr ist zu fragen, welche *Geographien der Subjekte* koexistieren. Deren Erforschung soll zum Ziel haben, die Konsequenzen von bestimmten Lebensformen innerhalb eines globalen Kontextes und globalisierender Handlungsweisen zu rekonstruieren, unter Umständen sinnvoll aufeinander abzustimmen und nach ökologischen Gesichtspunkten zu bestimmen.“ (S. 228) Der schon zuvor berührte und durchgehend kategorial bestimmende Hybridausdruck: „zweite“ oder „reflexive“ „Moderne“ leitet nicht mehr geographisch im Sinne physischer Umwelt, sondern geistvollhohl den Kurs („Subjekt“, „subjektzentrierter Tatsachenblick“ (S. 9), nach früherer Verankerung nun globale „Entankerung“, Handeln und noch einmal Handeln). Ulrich Beck und Anthony Giddens als merkwürdig meta-physische Merkurgehilfen. „Diese (die unterschiedlichen Formen, WDN) sind aber allesamt weder als postmodern noch als euro-modern begreifbar. Es sind vielmehr unterschiedliche Ausgestaltungen des Projekts der Moderne im Kantschen Sinn, mit je spezifischen Kontextualisierungen der Kernidee: erkennende und handelnde Subjekte zum Zentrum der Weltbetrachtung zu begreifen.“ Also gilt u. a.: „Soziale Ungleichheit zeigt sich dementsprechend ‘nicht mehr in lebensweltlich identifizierbaren Großlagen [...], sondern (lebens)zeitlich, räumlich und sozial zersplittert’. (Beck, 1993², S. 77; Werlen, 2007, S. 230)

4. Weil nichts räumlich – verort- und also greifbar – einen Anker hat oder findet und eine seltsame (Meta-)Physik des Schwebens der subjektiven Entwürfe schier schwerelos angenommen wird, versteht es sich mutmaßlich, dass alle hier anzuzeigenden Bücher durch einen nahezu anschauungsfreien theoretischen Überhang ausgezeichnet sind. Diese Beobachtung gilt nicht nur für die eher grundlegenden Bücher von Eisel (eine Sammlung früherer Aufsätze vor allem) und Werlen (einer umgearbeiteten Habilitationsschrift, die Schule zu bilden scheint. Die lange Buchreihe als Symptom). Diese Beobachtung trifft ebenso auf

Annette Voigts Dissertation zur Konstruktion der Natur zu, in der gekonnt, aber fast ohne eigenen, darüber hinausschießenden Beitrag einige Theoreme referiert und mit politisch pauschalen Philosophien gekreuzt werden (eine Dissertation, die nicht gegen die Autorin spricht. Wohl aber tut dies die Vergabe eines solchen Themas an eine Novizin). Schließlich wiederholt sich die Beobachtung in dem von Werlen edierten Band mit dem Untertitel „Ausgangspunkte und Befunde empirischer Forschung“. Das, was dort in Sachen Wohnen (André Odermatt, Joris Ernest Van Wezemael), Konsumverhalten (Tilo Felgenhauer), Entwicklungsforschung (Antje Schlottmann), Wohnumfeld von Kindern (Sylvia Monzel), soziale Räume Jugendlicher (Christian Reutlinger), Ausländerpolitik als staatliches Geographie-Machen (Beat Giger), politische Alltagsgeographien (Markus Schwyn), ungeplanter Regionalisierung (Michael Hermann, Henri Leuthold), zu sozialen Brennpunkten à la Drogenproblem (Guenther Arber), zur Heimatmetaphorik (Markus Richter) und zu territorialen Bezugseinheiten am Exempel „Mitteldeutschland“ (Antje Schlottmann, Tilo Felgenhauer, Mandy Mihm, Stefanie Lenk und Mark Schmidt) gesagt wird, regt in jedem Beitrag an. Nur es wird vorweg theoretisch und das heißt dann positionsgedrungen positivistisch überlagert. Es ist, so überhaupt empirisch sparsam und ohne das, was sozialräumlich unabdingbar wäre: Teilnehmende Beobachtung. Die Themenwahl des Bandes wirkt beliebig. Ein rasonierendes Band am Ende taucht als Lücke auf. Unerörtert dominieren nur die wie gewiss präsentierten Prämissen. Etwa die von Antje Schlottmann nach einigen kritisch klugen Bemerkungen zum „herrschenden (westlichen) Entwicklungsdiskurs“ wie ein Block herausgestellte „Grundauffassung“: „dass die Rahmenbedingungen, seien sie physisch-materieller oder gesellschaftlicher Art, nicht als bestimmender Grund von Handlung betrachtet werden“. Die diffuse „Alltagswelt im Sinne einer subjektspezifischen Interpretation“ macht die Differenz. Nota bene: ohne die sozio-räumlichen und sozio-zeitlichen Bedingungen auch nur zu berühren, „Subjekt“ zu werden und als solches handeln zu können. Die Voraussetzungslosigkeit dessen, was als „Lebenswelt“ pauschal hingesezt wird, kann punktuell, aber verallgemeinerbar eingesehen werden, wenn Sylvia Monzel im Abschnitt „Wohnumfeld als Sozialisationsraum“ feststellt, was für meine Kinderzeit auf dem Dorf vor bald 70 Jahren zutraf: „Die Straße kann damit als ‘privilegierter Lernort für gesellschaftlichen Anschauungsunterricht’ bezeichnet werden, der konkrete Einblicke in viele Lebensbereiche bietet.“ Dass in der auf den ersten Blick richtigen, sogar antiautoritären „Kernthese“, „Jugendliche schaffen sich ihre eigenen ‘Bewältigungsstrukturen des Jugendalters’“, bestenfalls die halbe Wahrheit steckt, weil sie abstrakt vom sozialen Raum postuliert, bleiben Christian Reutlinger ebenso verborgen, wie die ‘materiefrei’ untersuchten „Lebenswelten der Jugendlichen“, wenn jene sozialbürokratisch vorausgesetzt werden. So fallen schmale Erträge bei aufgesetzter „Theorie“ und zerstreuter, mager eingeheimster Empirie an. Sie werden verbunden, mit prärentiösen („abgeleiteten“!) Einsprengseln von Handlungsvorschlägen, leichthändig aus der hohlen Hand.

5. Etwas außerhalb der Reihe ist Olaf Kühnes Arbeit anzusiedeln. Sie enthält sogar sechs Fallbeispiele und illustrative Bilder. Nur: die Fallbeispiele sind keine. Sie werden

nicht als konkrete Totalitäten vorgestellt und dann verallgemeinernd analytisch ausgewickelt. Ansonsten aber überzeugt der Band als gesichtspunktereiche allgemeine Einführung, der mit den anderen Publikationen die Perspektive und die hauptsächlichen Kategorien teilt. Sie sind darauf angelegt, nicht nur die viel kritisierte Vorstellung eines 'Container-Raums' aufzugeben, der von außen her gesellschaftliche Wirkungen zeitige. „Raum“ als Ausdruck materieller physischer, sozial angelegener und veränderter Bedingungen wird generell seiner materiellen Bedeutungen und Effekte enteignet. Für Kühnes wie die anderen Einlassungen gilt trotz ihrer ausführlichen Ausführungen, trotz ihres theoretischen Rasonnements, dass sie doppelt enthaltsam verfahren. Sie vollziehen ihren spatial turn, zum einen, ohne die Abschiede von der alten Geographie oder ihren Neuanfang zureichend in seinen Voraussetzungen und Folgen zu erörtern. Die Wendung zu einem neuen „räumlichen Denken“, das nicht selten so erscheint, als wäre ihm 'der Raum' als eigenartige Verkörperung des Sozialen und seiner leibfülligen Mitglieder, den Menschen, abhanden gekommen, wird methodologisch nicht so übersetzt, dass daraus triftiges Beschreiben sozialer Sachverhalte und ihre 'neue' Analyse wissenschaftlich handwerklich gelernt werden könnten. Verkürzt gesagt: als kritische Lehrbücher sind sie nicht geeignet.

6. Ein Letztes sei ohne üppig zuhandene Belege notiert. Die angezeigten monographischen Studien irritieren nicht selten durch eine überpointierte szientifische Sprache. Passagenweise sträubt sie sich hermetisch dem Zugang. In dieser Hinsicht sind sie den auf „Exzellenz“ getrimmten also szientifisch verhunzten Sozialwissenschaften ähnlich, die darum faktisch auf die andere Seite der Dialektik der Aufklärung gewechselt sind, in deren Gebiet sie zurecht drängen. Wenn dazu noch Ausdrücke kommen, wie „tiefenontologisch“ – what ever that may imply (?) – und sprachdumme Superlative wie „fundamentalist“, hört jedenfalls beim Rezensenten die allen neuen Ansätzen armoffene Toleranz auf. Da wissenschafts- und erkenntnistheoretisiert's dann nur noch als „Tiefe der Niederung“ – mit einem Wort Nicolai Hartmanns gesprochen. Dem oft unausgepackt erwähnten demokratischen Elan widerspricht's.

Anders als bei Derek Gregory, David Harvey und andere alten Kämpen auf dem kontroversen Feld politisch radikaler und kapitalismuskritischer Geographie – oder geographisch zugespitzter Politik-(Staats-) und Kapital-Kritik –, die spärlich erwähnt werden, ist in dieser bundesdeutschen Variante die 'Wende zum Räumlichen' als „sozialer Konstruktion“ im Unterschied zur internationalen kapitalismus- und staatskritischen Diskussion überdreht worden. Gregory, Harvey, Blomley, Storper, Soja und andere wussten immer, mit Doreen Massey gesprochen: „Space is a social construct – yes. But social relations are also constructed over space, and that makes the difference.“³ Die oben apostrophierten Publikationen betreiben eine Entmaterialisierung des Raums und der Formen der Vergesellschaftung in einer Weise, dass sie just das am meisten verfehlen, was sie als Bezugsbegriffe ihrer 'neuen Wissenschaft' in den Mittelpunkt stellen: Menschen als Subjekte des Geschehens und Handelns. Globalisierung und Globalität bedeuten nicht zufällig schier unfassbare Raumgrößen und statische wie vor allem dynamische Raummetaphern in einem. In die-

sem Sinne realisieren sie täglich die Hegelsche Einsicht: das Abstrakte ist das Konkrete und das Konkrete ist das Abstrakte. Das heißt nicht nur, dass konkrete Phänomene nur erkannt werden können in der andauernden dialektischen Beziehung zu abgehobenen globalen Größen à la Weltmarkt, Konkurrenz transnationaler Unternehmen, Innovationen transnationaler Wissenschaften konform dazu u. ä. m. Sie stellen die orientierenden Definitionsfaktoren dar. Das heißt zugleich, dass Subjekte und ihr Handlungsraum in ihren und seinen Bestimmtheiten, seiner Enge, seinen Wahlmängeln und seinem 'Verhängtsein' nur verstanden werden können – bis hin zu verbleibenden Spielräumen möglichen Handelns –, wenn sie in den Stufen ihres Vermitteltseins mit schon in ihrer Größenordnung abstrakten Faktoren nachgegangen und darum begriffen werden. Da die ausschnittsweise vorgestellten bundesdeutschen Autorinnen und Autoren des spatial turn mir unbekannter Motive halber Ulrich Eisels als Motto benutzte Mahnung nicht im geringsten beherzigt haben, allem modisch inflationären Reflexionsgerede zum Trotz, sind sie in die gleißende Sackgasse a-sozialer wie a-räumlicher pseudosubjektiver Konstruktivismen geraten. Täuschend als „zweite“ oder selbstredend „reflexive“ „Moderne“ hochgeredet, sind sie als Sozialwissenschaftler wie etablierte Politiker den eigenen Euphemismen erlegen (vgl. Orwells wichtig bleibendes Sprachkapitel in „1984“). Wie dies anderwärts ebenfalls zu beobachten ist, ist in den präsentierten Büchern das geschehen, was man vor Jahrzehnten als Gefahr der Sozialwissenschaften diagnostiziert hat: „the oversocialized concept of human beings.“ In der sich täglich widerspruchsvoll weiter globalisierenden Welt in all ihren massiven Unterschieden erscheint der Abschied von materiellen Faktoren, die selbstredend immer verschlungen mit ihrer sozialen Aneignung und Enteignung zu analysieren sind, wie so etwas wie eine objektive Ironie. Globalisierung und Zunahme der Dissoziation sind zwei Seiten einer Medaille. Darum, wenn man es unvermittelt betrachtet, der Schein der Individualisierung und des Individuums als eines handlungsfähigen Subjekts eigener Bestimmung. Und diese Philosophie des Als-Ob handlungsfähiger Subjekte ereignet sich „wissenschaftlich“ hybrid im Rahmen gigantomane Projekte fördernder Globalisierung. Diese wiederum machen nicht zuletzt in der Produktion und Verwohlfeilerung neuer Technologien zur (Schein-)Bewältigung sozial nicht mehr zuhandener Größenordnungen knappe geographische und geologische Ressourcen zum weltweiten Kampfgegenstand. Wie kann man nur, mit Robert Musil gesprochen, die schon kognitiv schwer erschließbare „Herrschaft der Sachzusammenhänge“ in subjektiver Betulichkeit szientifisch verkapselt derart verfehlen.

Leider! Die aufgeführten Bücher und Aufsätze sind nicht in der Lage das helldunkle Echo aus der Tiefe des globalisierten Raums, seinen sich türmenden sozialen Ungleichheiten, seinen verschärften knappen Ressourcen, seinem bedrohlichen und allemal schon präsenten kollektiven Gewaltgerassel auch nur versuchsweise antwortend zu formulieren. Nicht ein Rückfall, ein neuer spatial turn ist vonnöten. Dieser sollte die Sozialwissenschaften als Wirklichkeitswissenschaften kapitalistisch entgrenzter und darin kategorisch begrenzter sozialer Räume stimulieren. Und dies in differenzierter, dialektisch interpretierter, immer auf das Schicksal und die Möglichkeiten von Personen zugespitzter Weise. Eine

Schlüsselfrage der Zeit lautet: wie ist (freie) Gesellschaft inmitten globaler 'Ungeheuer', entsprechenden Beschleunigungen, Entgrenzungen und neuen Menschen scheidenden Grenzziehungen möglich? Oder: Grade und Grenzen der Antiquiertheit von selbst organisierungsfähiger, also politischer Gesellschaft.

Anmerkungen

- 1 Georg Simmel in: ders.: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Berlin 1958, 4. Aufl., S. 460-526, hier S. 467 (heute bei stw in Taschenbuchform. Lesenswert!)
- 2 Ulrich Beck: Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung, Frankfurt a.M.1993
- 3 Doreen Massey: New Directions in Space, in: Derek Gregory and John Urry (eds): Social Relations and Spatial Structures, St. Martin's Press New York 1985, S. 9 -19, hier S. 11. An späterer Stelle heißt es entsprechend: „These are not just social divisions of labor distributed over space; the form of the social division is itself influenced by the fact that it is distributed over space.“

Eine der Hauptaufgaben von raumnachrichten.de sieht die Redaktion darin, die Diskussionskultur innerhalb der Geographie und mit anderen Fächern zu bereichern. Wir bedanken uns daher ganz herzlich bei Olaf Kühne, dass er als rezensierter Autor zu einer Stellungnahme zur Besprechung von Wolf-Dieter Narr bereit war.

Olaf Kühne ■

Anmerkungen zur Wolf-Dieter Narrs Sammelrezension „Wie kommt’s zum Raum-Echo?“

Eine Sammelrezension zu erwidern, die sich (was nun einmal in der ‚Natur‘ der Sache einer Sammelrezension liegt) bisweilen stark verallgemeinernd über durchaus sehr unterschiedliche Werke äußert, birgt die Herausforderung, sich einerseits nicht beckmesserisch in Einzelaussagen zum eigenen Buch zu ergehen, andererseits nicht dem Drang zu erliegen, eine Zweitrezension zu den behandelten Werken zu verfassen. Im Folgenden sollen vielmehr allgemeine Aussagen des Rezensenten vor dem Hintergrund der im eigenen Buch dargestellten Sichtweisen verdeutlicht werden und darüber hinaus der an die Bücher herangetragene Anspruch des Rezensenten kritisch (aus nicht-marxistischer Perspektive) hinterfragt werden.

Die rezensierten Bücher werden von Wolf-Dieter Narr dem *spatial turn* zugeordnet. Dies ist insofern bemerkenswert, da einerseits manche Autoren Geographen und andere Raumwissenschaftler sind, und da andererseits der *spatial turn* von einigen Ausnahmen (insbesondere um Edward Soja) abgesehen, eher an die Geographie herangetragen, denn von der Geographie exportiert wurde. Die Art der Entwicklung des *spatial turns* als Entdeckung und insbesondere als (Neu-)Erfinden von Räumen und Räumlichkeit ist auch der geringen Bezugnahme der Medienwissenschaften, der Soziologie, der Kulturwissenschaften etc. auf die Gedanken der (Sozial-)Geographie geschuldet. Die Geographie wiederum begegnet (mit wenigen Ausnahmen) den Raumavancen der (übrigen) Kultur- und Sozialwissenschaften mit einer gewissen Skepsis (wie u.a. Hard 2008, Werlen 2008), nicht zuletzt weil der Anspruch auf die zentrale Kompetenz der Geographie für das Räumliche in Frage gestellt scheint. Zu dem von mir verfassten, hier besprochenen Buch: Es war nicht mit der Intention geschrieben, einen turn zu beschleunigen, zu feiern oder zu kritisieren – der Begriff *spatial turn* findet sich nur an einer Stelle, an der ein wachsendes Interesse der Kultur- und Sozialwissenschaften am Thema Raum konstatiert wird. Intention war vielmehr den in der geographischen Disziplin in Verruf geratenen und aus der (sozial)Geographie externalisierten alten geographischen Begriff der Landschaft in den Merkmalen seiner Hybridität (Kühne 2009) zu differenzieren, inter- und transdisziplinär zu beleuchten und seine Anschlussfähigkeit (auch für den landschaftskritischen Diskurs innerhalb der Geogra-

phie) zu erweitern. Dass das Buch auch als ein Dokument des *spatial turns* gelesen werden kann, zeigt die Rezension.

Den rezensierten Autoren wird eine Blindheit gegenüber den physischen räumlichen Strukturen unterstellt. Eine Charakterisierung, die ich für das von mir verfasste Buch zurückweisen muss. Menschen machen Raum, aber Raum wirkt rekursiv auch auf Menschen, sowohl in Bezug auf den sozialen Raum, aber auch auf die symbolisch besetzten Objekte. Meine theoretische Auseinandersetzung mit Landschaft ist also nicht darauf gerichtet, die Existenz physischer Objekte zu negieren oder zu missachten (dies widerspräche auch meiner langjährigen praktischen Tätigkeit in der Raum- und Umweltplanung mit den entsprechenden Möglichkeiten zur von Wolf-Dieter Narr angemahnten teilnehmenden Beobachtung), sondern vielmehr jenseits des Essentialismus theoretisch verfügbar zu machen, ohne in „altgeographische“ (Hard 2008) Melangen zu verfallen. Physische Objekte werden – gemäß der von mir formulierten theoretischen Annäherung an das Thema Landschaft – gemäß sozialer Deutungsschemata durch deutende Personen beobachtet und zu Landschaft synthetisiert. Landschaft ist also aus meiner Sicht nicht als Wahrnehmung eines physischen Objektes zu deuten, sondern vielmehr als sozial definierte Zusammenschau von physischen Objekten (bzw. deren medialen Repräsentanten), verbunden mit deren symbolischer Aufladung.

In einem Punkt muss aus meiner Sicht Wolf-Dieter Narr deutlich widersprochen werden: In seiner Sammelrezension verweist er auf einen mangelnden Anschluss an marxistische Theoriebildung, die – wie es scheint – aus seiner Sicht die Deutungshoheit über das habe, was unter ‚kritisch‘ zu verstehen sei. Dies impliziert die dichotome Teilung der Deutung der Welt in ‚marxistisch = kritisch (= gut?) und bürgerlich = neoliberal = affirmativ (= schlecht?)‘. Jedoch macht eine Befassung mit der politischen Philosophie eines John Rawls und seinem Gerechtigkeitsbegriff deutlich, dass auch innerhalb der ‚bürgerlichen‘ Welt-sicht eine Kritik an bestehenden Chancenungleichheiten (und auch deren räumlichen Ausprägungen) möglich ist. Der Anspruch, in einem Buch, dass sich in erster Linie mit sozialen Konstruktions- und Deutungsmechanismen von Landschaft befasst, Antworten auf „das helldunkle Echo aus der Tiefe des globalisierten Raums, seinen sich türmenden sozialen Ungleichheiten, seinen verschärften knappen Ressourcen, seinem bedrohlichen und allemal schon präsenten kollektiven Gewaltgerassel“ finden zu können, erscheint mir durchaus überzogen. Es mag hierfür möglicherweise Anstöße im Sinne der „Kleinen Erzählungen“ geben, was auch vielmehr der Skepsis des Autors gegen die „großen Erzählungen“ entspricht (Lyotard). Die Kritik des fehlenden globalen Anspruchs nehme ich also gerne auf mich.

Die von mir vorgestellte Konzeption von Landschaft lädt durchaus zu einer kritischen Sichtweise ein, wenn soziale Deutungshoheiten auf der Ebene der sozialen Konstruktion von Landschaft, implizite normative Ästhetiken, physische Entäußerungen von Machtansprüchen (insbesondere von Experten) und deren Rückwirkungen auf das Soziale reflektiert werden, wobei sich hier auch Anschlüsse an die marxistische Weltdeutung finden lassen. Aber ein kritisches Lehrbuch – da gebe ich Wolf-Dieter Narr gerne recht – ist mein

Buch nicht. Das sollte es auch nie sein, es ging mir vielmehr darum, das Thema Landschaft, freilich nach Reflexion bestehender Ansätze, theoretisch so zu konstruieren, dass eine praktische Anschlussfähigkeit zumindest denkbar ist, wie ich in Kühne (2009) genauer ausgeführt habe.

Literatur

- Hard, G. (2008): Der Spatial Turn, von der Geographie her gedacht. In: Döring, J. / Thielemann, T. (Hg.): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld, 263-316.
- Kühne, O. (2009): Grundzüge einer konstruktivistischen Landschaftstheorie und ihre Konsequenzen für die räumliche Planung. In: Raumforschung und Raumordnung, Jg. 67, H. 5/6, 395-404.
- Werlen, B. (2008): Körper, Raum und mediale Repräsentation. In: Döring, J. / Thielemann, T. (Hg.): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld, 365-392.

Benedikt Korf ■

Frankreich

Emil M. Cioran (2010) *Über Frankreich*. Suhrkamp: Berlin.

Peter Sloterdijk (2008) *Theorie der Nachkriegszeiten. Bemerkungen zu den deutsch-französischen Beziehungen seit 1945*. Suhrkamp: Frankfurt a.M.

„[Frankreich ist] ... ein mit seinem Raum glückliches Land mit scharf umrissener geographischer Persönlichkeit, sogar auf der Ebene der Natur wohl gelungen.“ (Cioran 2010, S. 19). Vergessen wir für einen Moment, was uns die Neue Kulturgeographie nach ihren vielfältigen *turns* beigebracht hat und genießen die semantische Finesse dieses Satzes. Genau so hätte einmal eine packende Länderkunde – ein geographisches (Be-)Schreiben – beginnen können. Emil M. Cioran, der rumänische Aphoristiker und Skeptiker, schreibt jedoch keine Länderkunde, sondern eher eine Mentalitätskunde Frankreichs, eine Völkerpsychologie, die er als Geschichte des Niedergangs erzählt.

Das Paradox, das Cioran in seinen Aphorismen festhält, ist, dass Frankreich seiner Zeit voraus – und gerade deshalb dem graduellen Verfall hingegeben sei. In seinen eigenen Worten: „Die Franzosen haben sich durch ein Übermass an *Sein* verbraucht“ (S. 54).¹ Frankreich hat sich überlebt – in einem zweifachen Sinne: verausgabt durch die Intensität seiner Geschichte, es hat bereits alles erlebt – Mittelalter, Renaissance, Revolution, Imperialismus, *grande nation* – aber dabei auch „allzusehr gelebt“ (S. 37), seinen Zenit überschritten: „Das Phänomen der Dekadenz ist die endgültige Schlussfolgerung der geschichtlichen Reife. [...] Frankreich büsst für die Jahrhunderte des Aufruhrs durch Erstarrung.“ (S. 91). Diese Erstarrung zeigt sich in Frankreichs „Gottheit ...: [dem] Geschmack“ (S. 13), dem Hang zu Distanz, Etikette, Diskretion, Geschmack – höfische Verfeinerung, als Rezept gegen das Irrationale, das Emotionale, die Leidenschaften oder den Drang zum mystischen Spekulieren und Tragischen, wie es dem Deutschen und Slawischen innewohne. Ein Volk der Immanenz: „In der Dekadenz trennt sich ein Volk von sich selbst“ (S. 75). Es ist eine alexandrinische Epoche. Das Ende Frankreichs.

Cioran schrieb *Über Frankreich* noch in seiner rumänischen Muttersprache, aber bereits im von deutschen Truppen besetzten Paris des Jahres 1941: „Das Missgeschick Frankreichs ist, dass sein Niedergang offensichtlich geworden ist in einer Zeit, in der alle Welt in der Geschichte bewandert ist“ (S. 57). Frankreich war seiner Zeit voraus gerade dann, als die anderen Nationen ihre Lebenskraft entdeckten – insbesondere die Deutschen: „Dieses Volk brachte zuviel Leben mit sich, das mit [seiner] bedeutungslosen politischen

Wirklichkeit nicht übereinstimmte“ (S. 72). Demgegenüber Frankreich: „Die Franzosen können für nichts mehr sterben ... Der Held ist nicht mehr vorstellbar – denn niemand ist mehr *unbesonnen und tief*“ (S. 36). Cioran scheint hier eine vitalistische Grundannahme zu vertreten: „*Leben* ist ein einfaches Mittel, um *zu tun*. In der Dekadenz wird es zum Zweck. *Einfach nur* leben, dies ist das Geheimnis des Ruins“ (S. 37). Frankreich war bereits in der postheroischen Epoche angekommen, als seine Nachbarn noch dabei waren, ihre Lebenskraft, ihren Heroismus, ihre Geschichte zu entdecken.

Cioran schreibt auch: „Nur in der *banlieue* gibt es noch Leben“ (S. 73). Eigentlich ein erstaunlicher Satz, aus heutiger Sicht. Normalerweise wird mit *banlieue* Krieg, Aufstand, Untergang assoziiert. Vielleicht ist auch das Leben der vitalistische Ausdruck der gesellschaftlichen Verlierer? Die *grande nation* hat stets ihre ganz eigene Beziehung zu ihren *banlieues* gehabt, insbesondere im Fussball, stammen doch viele der französischen Fussballstars aus der *banlieue*. Das Quäntchen Anerkennung, das das „zivilisierte“ Frankreich seinen Jungs aus der *banlieue* alias Fussballstars anheim kommen lässt, evaporiert jedoch bei der ersten Gelegenheit. Nach der erbärmlichen Leistung der französischen Nationalmannschaft bei der jüngsten Fussballweltmeisterschaft gipfelte die Untergangsstimmung der *grande* (Fussball-) *nation* in der Äusserung des Philosophen Alain Finckielkraut, der die Ungezogenheit und Revolte der französischen Nationalspieler, die sich gegen die Abstrafung eines ihrer Kollegen durch Nationaltrainer Raymond Domenech aufgelehnt hatten, als Sieg der Unkultur der Vorstädte über die städtische Zivilisation Frankreichs markierte.² Hier liessen sich andere Geographien der Dekadenz ergänzen: Als Zinedine Zidane im Finale der WM 2006 seinen Kopf in die Brust des italienischen Gegenspielers Materazzi rammte, löste dies einen zwiespältigen Gefühlscocktail aus. Einerseits wurde er zum Anti-Helden der Medien, zum Anti-Beispiel für die Jugend erklärt. Und dennoch wurde Zidane auch zum Helden eines reaktiven Stolzes. Zidanes Zornesausbruch faszinierte, so interpretiert es Hans Ulrich Gumbrecht,³ denn diese Geste zeigte grosse Unabhängigkeit: die Ehre seiner Familie und sein eigener Stolz waren ihm wichtiger als sportlicher Sieg und finanzieller Gewinn. „War auf der anderen Seite Zidanes Opfer Materazzi, der sich um die Aufmerksamkeit des Schiedsrichters buhlend auf dem Rasen wälzte und eine halbe Stunde später Weltmeister wurde, ein Emblem des neuen ... Europas?“ fragt Gumbrecht. Oder man könnte hinzufügen: Wo ist Niedergang und wo ist Zivilisation; wo ist Lebenskraft?

Der *Untergang des Abendlandes*⁴ steht – vielleicht – doch noch nicht bevor. Ist die Schwermut, die sich manchmal wie Blei über die (sogenannten) postheroischen Gesellschaften des müden, überalterten, reformunwilligen (alten) Europa zu legen scheint, ein Zeichen von Blutarmut, fehlender Lebenskraft? „Sollten wir nicht im Gegenteil unsere Dekadenz (wenn es eine ist) offensiv verteidigen?“, fragt Uwe Simpson.⁵ Spengler ist out! Bei genauem Hinsehen schreibt Cioran eben nicht nur eine vitalistische Völkerpsychologie des Niedergangs, des alexandrinischen Moments. Vielmehr dekonstruiert Cioran den Kampfbegriff der Dekadenz gleich selbst und fragt: „Wo ist mehr Kultur: in einem mysti-

schen Schluchzen oder in einer ‚Pointe‘. [...] Mit Stil oberflächlich ist schwerer, als tief zu sein“ (S. 11, 33). Was ist besser: barbarischer Heroismus oder Zivilität? „Was unserem Lebensgeflicker nottut, ist ein kategoriales Korrektiv. Das entfesselte Pathos ohne normative Zügel führt zur Ausrenkung des Geistes, zu einer fessellosen Gotik, die ihren Stil durch Elan aufhebt“ (S. 89). Offensichtlich misstraut der Skeptiker Cioran dem transzendentalen Ausleben der Lebenskraft, dem „Ausserordentlichkeitsbedarf“, wie es Odo Marquart nennt.⁶ Das Gegengift der Dekadenz ist die Skepsis und der Zweifel: „Die Begrenztheiten Frankreichs sind ein Gegengift gegen das falsche Ich, sind ein Damm des Klassizismus gegen die Hinneigung zum Verfügbaren und Unbestimmten [, denn] auf der Dämmerstufe einer Zivilisation ersetzt der Zweifel die Ekstase“ (S. 87, 54). Cioran schlussfolgert: „Wenn Frankreich noch einen Sinn hat, so denjenigen, den Skeptizismus ... zur Geltung zu bringen“ (S. 47). Und damit, so Cioran, wird Frankreich anderen, aufstrebenden Nationen als Vorbild, „ihren Begeisterungen als Mahnung dienen“ (S. 48).

Peter Sloterdijk, einer der wenigen deutschen Intellektuellen, die sich für Frankreich interessieren und dort auch rezipiert werden,⁷ sieht dies anders. In seiner *Theorie der Nachkriegszeit* vergleicht Sloterdijk den Umgang mit der militärischen Niederlage von Frankreich und Deutschland – und findet wenig Bewundernswertes an der gaullistischen Umdeutung der militärischen Niederlage von 1940 zum trügerischen Sieg, der eher kampflös errungen wurde. Gaullisten und Linke, so Sloterdijk, teilen diese Lebenslüge, denn auch die Linke habe den Anspruch formuliert, sie habe an Stalins Seite mit der Roten Armee den Krieg gewonnen. Nur Sieger also, kein Raum für das, was Sloterdijk „Metanoia“ nennt, die Reinigung nach der Niederlage. Den Deutschen unterstellt er hingegen ein „Syndrom anmassender Schwäche“, doch immerhin Anzeichen von Metanoia in den Debatten zur Vergangenheitsbewältigung. Für Sloterdijk führen diese unterschiedlichen Bewältigungsstrategien zu einer benignen Entfremdung, zu einer „entfaszinierten Nachbarschaft“ zwischen den beiden Ländern. Auch Sloterdijk entwirft hier eine vergleichende Völkerpsychologie, verpackt im Gewand einer „poststressorischen Kulturtheorie“, die er bei Heiner Mühlmann entdeckt hat, doch scheint mir, dass er sich dabei in den Figuren von Immanenz, der Unmöglichkeit zur „Tiefe“, verfängt, die Cioran so schön dekonstruiert hatte.

Der Anderespiegelt immer auch das Bewusstsein vom Eigenen wider, schreibt Martin Meyer in seiner Rezension zu *Über Frankreich*;⁸ gewissermassen können wir dies in Sloterdijks These erkennen. Das Andere und Eigene können wir auf Frankreich und Deutschland beziehen, aber auch auf Länderkunde und Neue Kulturgeographie. Sicher, das vitalistische Grundprogramm, das aus Cioran's Skizze *Über Frankreich* durchschimmert, erinnert uns zu sehr an Friedrich Ratzel und andere Naturdeterministen oder an „alte“ Kulturgeographen à la Sauer, die Mentalitätsgeographien eines Volkes aus Natur oder Geschichte abgeleitet haben. Doch Cioran ist zugleich ein früher Dekonstruktivist - Cioran ist eben nicht Spengler! Fast schon subversiv unterminiert er das Lamentieren über den Untergang des Abendlandes, das ja nicht auf Spenglers Zeit begrenzt ist. Und schliesslich: Hätten geographische Länderkunden-Schreiber jemals solch schöne Aphorismen formuliert,

wie Cioran sie schreibt, es wäre der Neuen Kulturgeographie, aber auch den Helden der Kieler Wende, sicher schwerer gefallen, eine solche Länderkunde als ihr (konstitutives) Anderes zu definieren.

Anmerkungen

- 1 Alle Hervorhebungen in den Zitaten stammen aus dem Original.
- 2 Vgl. J. Ritte (2010): Black-Blanc-Out: Frankreich im Schockzustand. In: Neue Zürcher Zeitung, 25. Juni, S. 57.
- 3 Vgl. Hans Ulrich Gumbrecht (2007): Stolz: Grenzen des Zumutbaren. In: Merkur 700, S. 681-690.
- 4 Oswald Spengler (1923): Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte. München.
- 5 Vgl. Uwe Simpson (2007): Spengler? In: Merkur 700, S. 738.
- 6 Odo Marquart (2000): Philosophie des Stattdessen. Stuttgart.
- 7 Vgl. Jürg Altwegg (2008): Peter Sloterdijk: Jubiläum 2012? Kein Thema! In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28. Oktober.
- 8 Vgl. Martin Meyer (2010): Frankreich, die Grösse und die Dekadenz. Ein früher Essay von E.M. Cioran. – In: Neue Zürcher Zeitung, 11. Mai, S. 49.

Veronika Deffner: *Habitus der Scham – eine soziale Grammatik ungleicher Raumproduktion. Eine sozialgeographische Untersuchung der Alltagswelt Favela in Salvador da Bahia (Brasilien)*. Passau 2010 (= Passauer Schriften zur Geographie 26). 225 S.

Die brasilianische Klassengesellschaft und 'ihre' Stadträume dienen Veronika Deffner dazu, sich einer Geographie sozialer Ungleichheit zu widmen, die nicht an der Beschreibung materieller Phänomene hängen bleibt, sondern die Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsweisen der städtischen Bevölkerung mit ihren Folgen für die Produktion städtischer Räume ins Zentrum stellt. Oberstes Ziel ist dabei, hinter die von der Autorin vordergründig als diskrepanz beschriebenen Wahrnehmungs- und Handlungsmuster der stark benachteiligten Mehrheitsbevölkerung der Favelas zu blicken und ihre verinnerlichten, der sozialen Praxis vorgeschalteten Gemeinsamkeiten aufzudecken. Inwiefern diese soziale Ungleichheit reproduzieren, gilt es hier ebenso zu fragen wie in welcher Weise der Raum herrschende Machtverhältnisse widerspiegelt. Die Autorin ordnet die Arbeit in die „kritische sozialgeographische Stadtforschung mit handlungstheoretischer Ausrichtung“ (Deffner 2010, 19) ein und wählt die soziale Alltagspraxis, um gesellschaftliche Phänomene inklusive ungleicher Raumstrukturen zu analysieren.

Schon der Titel „Habitus der Scham“ lässt den für diesen Kontext in der Geographie mutig gewählten theoretischen Hintergrund der Arbeit erkennen. Pierre Bourdieus zentrale Konzepte der Theorie der

Praxis ziehen sich als ein roter Faden durch die gesamte Arbeit, allen voran der konzeptionell die Gegensätzlichkeit zwischen Individuum und Gesellschaft sowie zwischen Handlung und Struktur aufhebende Habitus. Die Autorin stellt dabei nicht nur eine große Theorie voran, sondern baut auch das gewählte Forschungsdesign überzeugend darauf auf und verbindet die Darstellung und Interpretation der empirischen Ergebnisse durchgehend damit. Die Grounded Theory bietet einen methodischen und forschungspraktischen Zugang, der insbesondere durch die permanente enge Verbindung mit den eigenen Daten unterstützend wirkt und genügend Offenheit für die empirische Feldforschung im schwierigen Kontext Favela schafft. Für die schriftliche Umsetzung wichtig sind die direkten Zitate der Befragten, welche auch die Datenverankerung der Ergebnisse ausreichend transparent machen. Die Auswahl der Befragten ist kreativ auf die Forschungsfragen zugeschnitten, indem es sich um Personen handelt, die an der Schnittstelle zwischen den so unterschiedlich konstruierten Stadtwelten der Unterklasse und der Ober- und Mittelklasse stehen bzw. zwischen diesen Räumen pendeln.

Die historische Dimension aktueller Phänomene und Prozesse sozialer Ungleichheit im brasilianischen Kontext, die in den verinnerlichten Strukturen des Habitus eingeschrieben ist, gibt den Abschnitten zu Brasilien und seinen Städten (v. a. Salvador de Bahia) ihre Logik. Statt eines ausschweifenden länderkundlichen Rundumschlags zeichnet die Autorin hier Schlaglichter strukturell bedingter sozialer Ungleichheit. Für Nicht-Brasilien-Expert(inn)en entsteht

dadurch ein schneller und fokussierter Einstieg in den Kontext der Untersuchung, auch wenn das möglicherweise auf Kosten von inhaltlicher Breite und Tiefe geschieht. Vor allem die koloniale Sklavengesellschaft und ihre Herrschaftsverhältnisse werden als Ausgangspunkt genommen, um aktuelle Phänomene in einen historischen Zusammenhang zu stellen. Im Verlauf der Arbeit findet sich dafür auch eine empirische Begründung in den Identitätskonstruktionen der befragten Stadtbewohner(inn)en von Salvador de Bahia.

Die Daten zeigen, dass unterschiedliche Formen von Diskriminierung die Alltagswelt und das Alltagshandeln sowie die Vorstellungen und das Reden über die Stadträume prägen. Da Diskriminierung an sich schon konkretes Handeln voraussetzt, entsteht ein Kreislauf der Produktion und Reproduktion von Machtbeziehungen. Hautfarbe wird von der Autorin dabei sowohl historisch als auch aktuell zur zentralen Differenzkategorie erklärt. Überlagert werden rassistische Grenzziehungen im Interaktionsraum der Stadt immer auch von der kapitalistischen Leistungsideologie im Sinn der meritokratischen Triade aus Bildung, Beruf und Einkommen sowie von Geschlechterkonstruktionen. Als Folge von Diskriminierungen und der Unsichtbarkeit der Favela-Bewohner(inn)en auf interaktioneller und institutioneller Ebene entstehen defensive Handlungsmuster, die häufig nicht bewusst, sondern in den Habitus eingeschrieben sind. Die Autorin spricht dabei von einem sich „Solidarisieren mit den vorgefundenen Möglichkeiten und Handlungsspielräumen“ (Deffner 2010, 151), was die Produktion und Reproduktion von Macht-

ungleichgewichten fördert. Ein Beispiel dafür ist auch die fehlende Motivation zur gemeinsamen Mobilisierung, wobei im Verlauf der Arbeit auch deutlich die dafür verantwortlichen Zusammenhänge zwischen Diskriminierungen, gesellschaftlicher Unsichtbarkeit und sozialen Erosionsprozessen gezeigt werden (z. B. Chancenlosigkeit der Jugendlichen – beschnittene Freundschaften – Kriminalität, Gewalt, Drogen). In den Abschnitten zur erlebten Alltagswelt und zur sozialen Praxis in der Favela werden Wahrnehmungs- und Handlungsweisen in schlüssiger Form mit gesellschaftlichen Strukturen verknüpft. Die Interpretation wird hier leider zum Teil pauschalisierend über die selbst untersuchte Favela und die selbst befragten Favela-Bewohner(inn)en hinaus ausgedehnt, was der Heterogenität innerhalb von städtischen Marginalvierteln und unterschiedlichen Interpretationen gerade auch in anderen Städten nicht gerecht wird.

Bei der Analyse der Raumproduktion argumentiert Veronika Deffner einleuchtend für einen zweiten theoretischen Anknüpfungspunkt. Henri Lefebvres Theorie der Produktion des Raums ist in ihren Grundannahmen mit Bourdieus Raumvorstellungen in vielerlei Hinsicht verwandt; so im grundsätzlichen Verständnis, dass Raum immer sozial konstruiert ist. Während jedoch bei Bourdieu der soziale Raum aus den Relationen von Individuen und Dingen aufgebaut ist, welche durch ihre Position und ihre Vorstellungen geformt werden, startet Lefebvre bei den Prozessen der Raumproduktion, welche die gesellschaftlichen Produktions- und Reproduktionsweisen der Alltagswelt und ihrer Macht-

verhältnisse erkennbar werden lassen. In der Datenanalyse erschließt sich die Theorie der Raumproduktion nach Lefebvre nicht so schlüssig wie die zuvor anhand der Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsmuster sowie des Habitus dargestellte Alltagswelt Favela. Die Aufschlüsselung in die drei Raumdimensionen des wahrgenommenen/genutzten, erdachten/konzipierten und des gelebten/erlittenen Raumes macht vor allem ihre Untrennbarkeit deutlich. Bei Lefebvre ist diese Trennung nur auf abstrakter Ebene möglich, weshalb sich die Frage stellt, ob eine derartige Herangehensweise für die direkte Arbeit an empirischen Daten gewählt werden sollte. Möglicherweise hätte die Arbeit durch einen auf Bourdieus Theorie der Praxis fokussierten Zugang zum sozialen Raum profitiert, in welchem Machtverhältnisse und Hierarchien anhand der Aspekte eines Raums der Positionen und der Perspektiven analysiert werden.

Im Konzept des Habitus' der Scham auf Seiten der Favela Bewohner(inn)en und dem diesem gegenüberstehenden Habitus der Schamlosigkeit auf Seiten der Mittel- und Oberklasse versucht die Autorin die Daten theoretisch zu verbinden. Scham und Beschämung werden als dispositionelle Handlungsmotivationen konzipiert, sind also der sozialen Alltagspraxis vorgelagert. Sie bauen auf historischen Erfahrungen auf, welche verinnerlicht und dem Bewusstsein zum Teil nicht zugänglich sind. Damit entsprechen Scham und Beschämung in ihrer Funktionsweise dem Habitus und werden hier als sein Kernstück interpretiert. Leider geht dabei der Bezug zu konkreten Formen von alltäglicher und struktureller Diskrimi-

nierung, Stigmatisierung und Missachtung, welche die Daten durchziehen, kurzfristig etwas verloren. In der Zusammenfassung der Ergebnisse werden diese Phänomene zwar wieder aufgegriffen, jedoch nur unter dem Deckmantel einer Theorie des Habitus der Scham, was zu ihrer Relativierung und Verschleierung führen kann. Gerade im Sinn einer kritischen und Machtverhältnisse aufdecken wollenden Sozialforschung sollte diese Gefahr nicht eingegangen werden. Das Konzept der Scham schließt zwar logisch an die Dateninterpretation der Autorin an, welche durchgängig auf Passivität und defensive Handlungsweisen hinweist. Neuere Forschungen betonen jedoch die Diversität von Handlungsstrategien und versuchen damit auch den populären und als kolonial-eurozentrisch geltenden Passivitätsdiskurs zu widerlegen (z. B. neue soziale Bewegungen, positive Konnotationen des informellen Handels). Was die Umsetzung eines an der Grounded Theory orientierten Forschungsdesigns angeht, welche die Autorin bis zur Theoriebildung eines Habitus' der Scham vollzogen hat, stellt sich die Frage, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn dieser letzte Schritt zugunsten der Betonung der vielfältigen Phänomene und Prozesse, welche die soziale Ungleichheit in der Alltagswelt Favela ausmachen, nicht gegangen worden wäre.

Mit dieser Arbeit ist ein klar strukturierter Beitrag zu einer empirisch und theoretisch fundierten Sozialgeographie gelungen. Sowohl die durchgängige Orientierung der Arbeit am Konzept des Habitus' nach Pierre Bourdieu, zusammen mit der spezifischen Ausrichtung auf die soziale Ungleichheit der Raumproduktion, als auch die

immer direkt an den Daten orientierte Umsetzung des Forschungsdesigns macht diese geographische Arbeit sicher auch für andere sozialwissenschaftlich Disziplinen zu einer interessanten Quelle.

Ute Ammering